

Editorial



Begabung und Leitung

Was ist ein Charisma? Und wer ist ein charismatischer Mensch?

REGINA RADLBECK-OSSMANN

Charismen und Kriterien

MARKUS-LIBORIUS HERMANN

Charismenkurse. Von der Idee zum Finden der eigenen Charismen

MONICA DÖRING

Zur Frage der Leitung. Freikirchliche Anmerkungen

BRUCE CLEWETT

Motivation, Beauftragung und Leitung als Themen der Partizipationsförderung – ein Werkstattbericht aus dem ZAP

CHRISTINE ZIMMERHOF, THERESA REINKE UND ELISA KRÖGER

Führen und Verändern in kirchlichen Organisationen

WILFRIED GÜNTHER

Leiten für engagierte haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende in der Gemeinde

JÖRG AHLBRECHT

Geistlich Leiten. Eine theologische Reflexion

PATRICK TODJERAS

„No risk, no fun“ – Fördern von Charismen in der Großpfarre

BERND GALLUSCHKE

Charismen, Dienste und die Sendung des laikalen Gottesvolkes. Ein Zwischenruf

HUBERTUS SCHÖNEMANN

*17 plus 1 Wegweiser
zum Offenen Himmel*

AKTUELLE STUDIE

*Zufriedenheitsstudie
im Bistum Münster*

TERMINE & BERICHTE

*Das Erleben von
partizipativer Kirche
auf den Philippinen
anlässlich einer
Begegnungs- und
Lernreise*

*Forschungsarbeit
zum missionarischen
Potenzial der
katholischen
Bloggerszene*

*Mission:
Sustainability*

*Pastoral im
Vorübergehen*

REZENSIONEN

*Christwerden in
einer multireligiösen
Gesellschaft*

Freikirchen.

*Analysen eines
wettbewerbsstarken
Milieus*

[Zu dieser Ausgabe](#)

Pegida & Co.

*Pegida & Co. - Herausforderung für
Gesellschaft und Kirche*

Editorial

Das Thema Charismen ist in den Pastoralplänen deutscher Bistümer und in der pastoral-theologischen Debatte derzeit aktuell. Es führt hinein in die Grundfragen des Kirche-Seins und ihrer Sendung in veränderter Zeit. Man kann Charismen natürlich zunächst als Fähigkeiten und Fertigkeiten in einem Sinne verstehen, wie es auch ein Unternehmen bei seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur bestmöglichen Erreichung des Unternehmensziels managt. Man kann sich also darüber verständigen, wie *diversity management* in der Kirche aussieht. So manche der derzeitigen Debatten um das „alte“ und das „neue“ Ehrenamt verbleiben auf dieser Ebene: Wie können wir die Fähigkeiten der Menschen nutzen, damit der „Laden“ Gemeinde (Kirche) weiter läuft (und zwar am besten so, wie er es in der Vergangenheit getan hat). Der Charismen-Begriff, theologisch reflektiert, fordert jedoch heraus, die Gnadenhaftigkeit der Charismen (Charis – Gnade, geschenkte Gabe) als das zu verstehen, was Gott selbst seiner Kirche zur Erfüllung ihrer Sendung schenkt. Was und wer dabei in den Blick kommt, ob nur eine kleine Schar der Elite oder Aktiven, oder ein weiterer Kreis von Menschen, die (ob mit oder ohne Taufe) von Gott berufen werden, Leib Christi als umfassendes Sakrament von Gottes Heil in dieser Welt zu sein, ist eine spannende Frage. Sie führt zu neuen Bildern von Kirche, von der Zugehörigkeit zu ihr und des Handelns im Sinne des Evangeliums. In jedem Falle wird deutlich: Gott handelt, es ist die Mission Gottes, die sich in neuen Gestalten des Kirche-Seins zeigt. Das fordert uns dazu heraus, auf eine Weise Kirche zu sein, wie Gott es heute von uns erwartet. Doch wie kann dies alles zum Wohle des Ganzen und im Sinne des Evangeliums zusammengeführt werden („organisiert“ ist hier wohl der falsche Begriff)? Mit dieser weitergehenden Frage kommen dann verschiedene Dienste, Ämter und Beauftragungen in der Kirche in den Blick, die selbst Charisma sind und sich zunehmend von der Zurüstung und Begleitung der anderen gottgegebenen Charismen verstehen sollen. Doch dies alles geschieht – und 50 Jahre nach der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* des II. Vatikanischen Konzils wird das immer klarer – auf dem Hintergrund der Wiederentdeckung der gemeinsamen Sendung des gesamten Gottesvolkes zum Zeugnis für das Evangelium Jesu Christi. Wir laden Sie in diesem Heft ein zu einer Entdeckungsreise durch aktuelle Fragestellungen der Pastoral, die anzeigen, dass derzeit Viele in Veränderung und in Bewegung ist. Wir laden Sie auch ein zur Teilnahme am Kongress Taufberufung und Leadership, der im Juni in Bochum diese Fragen aufgreifen wird und den wir als Arbeitsstelle mittragen.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Was ist ein Charisma? Und wer ist ein charismatischer Mensch?

Was macht eine charismatische Persönlichkeit aus? Diese Frage markiert den Beginn eines Weges, auf dem Regina Radbeck-Ossmann den Leser / die Leserin durch ein engeres und schließlich ein weiteres theologisches Verständnis von „Charisma“ führt. Die Annahme des eigenen Lebens als Geschenk führt Menschen dazu, sich selbst zu finden und zu gestalten und gerade dadurch Anziehungskraft auszustrahlen.

Charisma ist ein Zauberwort. Bei Umfragen sind Menschen spontan in der Lage, Personen zu benennen, die sie als charismatisch empfinden. Die Lösung scheint ziemlich klar zu sein, denn unter den eingehenden Antworten tauchen wenige bekannte Namen immer wieder auf: Marilyn Monroe und Prinzessin Diana sind ebenso darunter wie Barack Obama und seit rund zwei Jahren natürlich Papst Franziskus. Schwerer schon fällt es den Befragten anzugeben, was genau sie unter der Bezeichnung „charismatisch“ verstehen. Nach kurzem Überlegen gelingt es den meisten, immerhin so viel festzuhalten: Wer als charismatisch empfunden wird, verfügt über eine besondere Ausstrahlung.

Der charismatische Mensch, ein Meister des gesellschaftlichen Auftritts?

Sozialwissenschaftler wollten es genauer wissen. Sie untersuchten, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit eine Person von ihrer Umwelt als charismatisch empfunden wird. Dabei gelang es, drei Grundkomponenten zu identifizieren. Es ist zum einen ein hohes Maß an Expressivität, sodann eine funktionierende (Selbst)kontrolle und schließlich eine überdurchschnittliche Sensitivität. Charismatische Menschen sind der erwähnten Studie zufolge also mehr als andere in der Lage, selbstsicher aufzutreten und sich sprachlich treffend auszudrücken. Sie verfügen des Weiteren über eine zuverlässige Selbstkontrolle, weshalb sie gut mit ihren – in der Regel positiven – Gefühlen umgehen können. Charismatischen Menschen fällt es der Untersuchung zufolge vor allem leicht, die Menschen in einem Raum für sich einzunehmen. Kurzum: Charismatische Menschen sind Meister des gesellschaftlichen Auftritts. Dabei ist sowohl an den Ausdruck gedacht, den sie ihrer Person in der Begegnung verleihen, wie auch an den Eindruck, den sie dabei von ihrem Gegenüber mitnehmen. Soviel also zur alltagsüblichen Rede über einen als charismatisch empfundenen Menschen.

Zwischen dem allgemeinen Sprachgebrauch und dem theologischen gibt es bemerkenswerte Unterschiede, aber durchaus auch Gemeinsamkeiten. Zunächst fallen die Unterschiede stärker ins Gewicht. So setzt der alltägliche Sprachgebrauch fast ausschließlich formal an, während der theologische ganz entschieden inhaltlich bestimmt ist. Konzentriert sich die außertheologische Rede nämlich auf die besondere Ausstrahlung einer Person, so fällt dabei allein die Intensität dieser Anziehungskraft ins Gewicht. Der Charakter der betreffenden Person oder ihre moralische Integrität spielen hingegen keine nennenswerte Rolle. Über diesen Umstand stolpert man erst, wenn man bedenkt, dass unter dem lediglich formalen Gesichtspunkt einer starken Ausstrahlung wohl auch so mancher Diktator punkten könnte und als „charismatisch“ eingestuft würde. Nach konkreten Beispielen muss man nicht lange suchen. Die Geschichte kennt eine ganze Reihe entsprechender Gestalten. So soll etwa Stalin über ein Auftreten verfügt haben, das Menschen regelrecht in seinen Bann zog. Seine Biographen berichten, dass Stalin Menschen auf Antrieb gefangen nehmen konnte, und das nicht nur in Lagern, sondern auch in Salons. Dem Vernehmen nach verfügten auch andere als extrem rücksichtslos oder gewalttätig bekannte Personen in ihrem Auftreten über eine so starke persönliche Präsenz, dass man sie, wenn sie einen Raum betraten, garantiert nicht übersah.

Charismatische Führer, blinde Gefolgschaft?

Der 1864 geborene Soziologe Max Weber konnte aufgrund seiner Lebensdaten (1864–1920) von Stalins Persönlichkeit und Politikstil noch nichts wissen. Dennoch fasste er in seinen Reflexionen über Herrschaft exakt den Typ ins Auge, den der russische Diktator später verkörperte. Weber identifizierte drei Typen von Autorität, eine traditionelle, eine legale und eine charismatische. Die letzte, charismatische Form der Autorität sah der große Soziologe überall dort gegeben, wo einer Person außergewöhnliche Kräfte oder Fähigkeiten zugesprochen werden. Diese Zuschreibung hat – wie Max Weber richtig erkannte – zur Folge, dass das Umfeld der betreffenden Person spontan bereit ist, ihr zu folgen und ihren Anordnungen selbst unter extremen Bedingungen Folge zu leisten.

Im alltäglichen Sprachgebrauch blendet man die inhaltliche Unbestimmtheit des Prädikats „charismatisch“ in der Regel aus. Man denkt nicht daran, dass dieser Begriff in seiner



Dr. Regina Radbeck-Ossmann ist seit 2005 Professorin und Inhaberin des Lehrstuhls für Systematische Theologie / Dogmatik (Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik) an der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg.

ausschließlich formalen Begründung gefährlich schillert und mit seinem zweideutigen Glanz bisweilen ein ziemlich problematisches Sozialverhalten überdeckt. Charismatischen Menschen gelingt es, die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen, und in einer Massengesellschaft ist dies ein besonders begehrtes Gut. So gilt heute vermutlich mehr denn je, dass man die Nähe charismatischer Menschen sucht und sich an ihnen orientiert. Jeder fühlt sich geschmeichelt, wenn andere ihm ein gewisses Charisma zuerkennen, und sei der Bereich, in dem dieses Charisma zur Geltung kommt, noch so klein. Umgekehrt wünscht niemand, aber auch wirklich niemand, von seiner Umwelt als „ein wenig charismatischer Mensch“ eingestuft zu werden. Dieses Urteil würde als geradezu vernichtend empfunden.

Charisma – theologisch vor allem dies: ein Gnadengeschenk

Im Unterschied zur allgemeinen Rede von Charismen und charismatischen Menschen ist der theologische Charismabegriff vor allem inhaltlich bestimmt. Er beschreibt eine personale Besonderheit, die vor allem eines ist: eine Wirkung der göttlichen Gnade. Dieser intensive Bezug zur Gnade ist dem griechischen Wort „*Charisma*“ bis in seine Sprachgestalt hinein eingeschrieben. Der Verweis auf die göttliche Gnade prägt als „*Charis*“ die ersten beiden Silben des Begriffs. Die daran angehängte Endung *-ma* verweist auf ein Ergebnis, im konkreten Fall das Charisma, welches die im Grundwort benannte Ursache, hier „*Charis*“, die Gnade, hervorgebracht hat.

Da im theologischen Zusammenhang Gott als Ursprung und Geber der Gnade vorausgesetzt wird, wird mit dem in Gott liegenden Ursprung des Charismas zugleich dessen positive Qualität ausgesagt. Die Dinge liegen eindeutig. Weil von Gott nur Gutes kommen kann, kann auch das im Charisma vorliegende göttliche Gnadengeschenk nur gut sein. Die damit verbundene Qualitätsaussage hat eine zweifache Richtung: Sie fasst zum einen den göttlichen Ursprung ins Auge und erklärt das Charisma deshalb als in sich gut, weil es eine Frucht der göttlichen Gnade darstellt. Zu dieser kausal ansetzenden Begründung tritt eine finale. Sie hebt darauf ab, dass das Charisma vom Moment des Empfangs an auserwählt ist, selbst Mittel und Werkzeug der göttlichen Gnade zu sein. Der Träger des Charismas ist also berufen, es zum Guten zu gebrauchen und damit zu der Vollendung beizutragen, die Gottes Güte in der Welt schaffen will. Nachdem die inhaltliche Ausrichtung des theologischen Begriffs geklärt ist, ist ein erster, engerer von einem zweiten, weiteren Gebrauch des Begriffs zu unterscheiden. Beide Verwendungen werden in der paulinischen Theologie grundgelegt und dort auch näher begründet. Da der engere Gebrauch der geläufigere ist, sei er nachfolgend als erster erläutert.

Die außergewöhnliche Gabe. Das engere Verständnis von Charisma

Das engere Verständnis des theologischen Begriffs „Charisma“ leitet sich aus den Ausführungen ab, die der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief (1 Kor 12–14) entfaltet. Der relevante Ausschnitt dient der Bewältigung einer konkreten Konfliktsituation. Der Apostel genießt als Gemeindegründer bei den Korinthern nach wie vor besondere Autorität. Abgesandte der Gemeinde haben ihm deshalb mitgeteilt, dass sich unter den Christen in Korinth zahlreiche Missstände eingeschlichen haben.

Einer dieser Missstände betrifft die Geistbegabungen, die einige wenige Mitglieder der Gemeinde für sich in Anspruch nehmen. Die fraglichen Personen haben die Fähigkeit zur Zungenrede an sich entdeckt. Darunter versteht man ein Auftreten, bei dem Menschen in freier Assoziation Laute oder Lautfolgen hervorbringen, die für sie selbst bedeutungsvoll sind, für etwaige Zuhörer jedoch keinen Mitteilungswert besitzen. Geschehen diese Äußerungen ausschließlich im privaten Bereich, so gelten sie als kindlich-spielerisches Lallen, als Trällern oder als harmloses Plappern. Erst dort, wo bewusst der öffentliche Auftritt gesucht wird und man den unartikulierten Äußerungen eine über die eigene Person hinausgehende Bedeutung beimisst, spricht man von Zungenrede oder Glossolalie.

Die Situation in Korinth erfüllt diese Kriterien. Die dortigen Glossolalen haben von ihrer neu entdeckten Fähigkeit im Gottesdienst Gebrauch gemacht und dies dem Vernehmen nach ziemlich ausgiebig getan. Aus diesen Auftritten haben sie einen Habitus abgeleitet, mit dem sie sich als „Geistbegabte“ inszenieren. Als solche beanspruchen sie nun eine Sonderstellung in der Gemeinde. Die nicht-glossolalen Gemeindeglieder sind angesichts dieser neuen Autoritäten verunsichert, der gemeindliche Zusammenhalt ist gefährdet. Zum Abfassungszeitpunkt des Briefes scheint die belastende Entwicklung bereits weit gediehen zu sein.

Paulus muss gezielt eingreifen. Er will die Dinge richtigstellen und das Auseinanderbrechen der Gemeinde auf diese Weise verhindern. Die Stellungnahme, die er vorlegt, ist deshalb denkbar umfassend. Sie erstreckt sich über ganze drei Kapitel (1 Kor 12–14), behandelt alle anstehenden Einzelfragen und bietet in argumentativer Hinsicht auf, was aufzubieten ist. Der Apostel spricht mahnend, werbend, erklärend und normsetzend. Mal ist er kategorisch, mal kameradschaftlich, zwischendurch poetisch, und schließlich gibt er ganz einfach klare Anweisungen. Dabei konzentriert er sich zunächst auf Erstrangiges.

In einem ersten Schritt stellt Paulus klar, dass die potentiell vielfältigen Gnadengaben immer in einem unaufhebbaren Bezug zu dem einen Geist, dem einen Herrn, Jesus Christus, und dem einen Gott stehen (1 Kor 12,1–6). Welche besonderen gnadenhaften Fähigkeiten sich deshalb auch immer zeigen mögen, Jesus Christus bleibt für sie die unverbrüchliche Richtschnur. Wer sich von ihr distanziert, steht – wie Paulus andeutet – nicht in der Kirche, sondern vermutlich noch immer im Bannkreis der stummen Götzen, also im Heidentum.

Dies gelte auch, wenn der Betreffende selbst der Meinung sei, diese Phase liege längst hinter ihm. Paulus packt seine Adressaten bei ihrer Ehre. Er erinnert sie schonungslos an ihre Vergangenheit. Zu seinen Worten gesellt sich unausgesprochen die leise Aufforderung, jeder der Korinther möge für sich prüfen, ob er dem Heidentum womöglich noch immer nahestehe. Nachdem er die Klärung dieser Frage seinen Adressaten selbst überantwortet hat, holt der Apostel weiter aus.

In seinem nächsten Schritt geht Paulus zwei weitere Aspekte an, die in der Gemeinde von Korinth falsch verstanden wurden. Es ist zum einen der richtige Gebrauch der Gnadengaben und zum anderen der Rang, den der mit einer Gnadengabe Begabte in der Gemeinde beanspruchen darf. Paulus klärt beide Aspekte, indem er den Geschenkcharakter jedes Charismas erläutert. Was aus der Hand Gottes als Geschenk empfangen wurde, soll seinen Worten zufolge nicht für die persönliche Aufwertung eingesetzt und damit banalisiert, sondern so gebraucht werden, dass es in der Gemeinde Frucht bringt und anderen nützt. Dies gilt umso mehr, als Gott eine große Anzahl verschiedener Gaben ausgeteilt hat. Nicht obwohl, sondern gerade weil demnach jeder eine je andere gnadenhafte Ausstattung besitzt, kann er für die Gemeinde von besonderem Nutzen sein. Aus der so entstehenden Vielfalt baue sich nämlich, so Paulus, eine Gemeinschaft auf, in der jeder für die anderen Bedeutung besitze, jeder die anderen bereichere und jeder am Wohl und Wehe aller teilhabe. Eine uniforme Begabungsstruktur würde dies gerade nicht ermöglichen. Paulus greift auf die antike Staatstheorie und ihr Bild von dem einen Leib aus vielen Gliedern zurück, um seine Ausführungen zum Aufbau einer Gemeinde in Einheit und Vielfalt zu illustrieren.

In einem dritten Schritt hebt der Apostel noch einmal an, um von einem Weg zu sprechen, der über die beschriebenen grundlegenden Strukturen noch einmal hinausführt. Dazu entfaltet er ein Hohelied der Liebe. Der Text wird aufgrund seiner aussagekräftigen Bilder und seiner poetisch fließenden Sprache bis in die Gegenwart hinein auch losgelöst von der Situation in Korinth häufig zitiert. In immer neuen Anläufen legt Paulus darin dar, dass alle Charismen, so wertvoll sie auch scheinen mögen, in sich zusammenfallen und nichtig werden, wenn sie nicht auf die gebotene Liebe bezogen bleiben. Wer von dieser Liebe erfüllt ist, lasse sein Charisma weder ungenutzt noch verwende er es, um seine eigene Weisheit oder Tüchtigkeit in den Mittelpunkt zu stellen. Vielmehr bleibe dieser liebende und damit wahrhaft charismatische Mensch in seinem ganzen Denken, Fühlen und Handeln auf das Wohl der anderen bezogen. Dadurch werde er von einer Dynamik erfasst, in der er vom Kind zum Erwachsenen heranreife. In der Offenheit für dieses geistliche Wachstum bleibe er auf die noch ausstehende Vollendung ausgerichtet, in die sein individuelles Charisma und seine Persönlichkeit ebenso eingeschrieben seien wie die übrige Welt. Bis diese Vollendung sich erfülle, empfiehlt Paulus, sich an Glaube, Hoffnung und Liebe zu halten, diese drei wahrhaft christlichen Tugenden. Der Liebe räumt er dabei gegenüber den beiden anderen einen Vorrang ein.

Vor dem Hintergrund des Gesagten formuliert der Apostel schließlich ein differenziertes Urteil über die Zungenrede. Darin würdigt er zwar deren Wert als mögliche Ausdrucksform der persönlichen Gottesbeziehung, setzt ihrer gottesdienstlichen Verwendung jedoch klare Schranken. Seine Anweisungen sind unmissverständlich. Wo die Zungenrede geübt wird, soll sie zum einen von ihrem Umfang her begrenzt sein und zum zweiten im unmittelbaren Anschluss auch ausgelegt werden. Diese Aufgabe weist Paulus jenen Gemeindegliedern zu, die über die Gabe der prophetischen Rede verfügen. Bei diesem Charisma scheint es weniger um die Gabe einer heilsichtigen Zukunftsschau zu gehen, als um die Fähigkeit, in unübersichtlichen sozialen Situationen Klarheit zu schaffen. Mehrfach betont der Apostel in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Verstandes. Er gesteht gern zu, dass der Zungenredner mit seinem Lallen Gott preise, doch habe auch diese Rede sich verständlich zu erklären. Die prophetisch begabten Ausleger sollten sich deshalb einschalten, das Gelallte ausdeuten und es erklären. Die Verständlichkeit der religiösen Rede sei nämlich unabdingbar sowohl für die Integrität des einzelnen Glaubenden und seines Glaubensaktes, wie auch für das innere Wachstum der Gemeinde. Verständlichkeit sei schließlich auch mit Blick auf die Außenwirkung einzufordern, die die Gemeinde auf Fernstehende habe. Wegen dieser klärenden und einordnenden Funktion weist Paulus dem prophetischen Dienst schließlich eine größere Bedeutung in der Gemeinde zu als der Zungenrede.

Leben in der zuvorkommenden Gnade Gottes: das weite Verständnis von Charisma

Die auf die korinthische Situation bezogenen Ausführungen Pauli sind bis heute Grundlage für das engere Verständnis dessen, was man theologisch unter „Charisma“ versteht. Dieses enge Verständnis wurzelt jedoch in einem zweiten, deutlich weiter angelegten. Die inhaltliche Ausrichtung beider Fassungen ist teilweise identisch. Auch das zweite, weiter angelegte Verständnis von „Charisma“ meint wesentlich ein Geschenk der göttlichen Gnade und schließt dabei in kausaler wie in finaler Hinsicht das Merkmal der Güte ein. Im Unterschied zum ersten, engeren Verständnis geht es bei dem zweiten jedoch nicht mehr vorrangig um spezielle Gaben, die einen Menschen vor anderen auszeichnen. Vielmehr öffnet sich nun der Blick, wodurch das Leben insgesamt als ein einziges großes Gnadengeschenk erfasst wird. Durch Gottes Gnade ist der Mensch ins Leben gerufen worden. Gottes Gnade hat ihn bislang am Leben erhalten. Weil Gottes Zuwendung treu ist, darf er hoffen, dass sie ihm auch zukünftig all das gewährt, was er zum Leben nötig hat.

Wer Gottes Zuwendung erfahren hat und sich von ihr reich beschenkt weiß, der beginnt auf neue Weise zu leben. Er darf sich von Gott geliebt wissen. Dadurch wird es ihm möglich, sich

selbst anzunehmen und zu lieben. Indem er dies tut, wird er fähig, auch andere anzunehmen und sie zu lieben. Wo dies geschieht, hat er der paulinischen Theologie zufolge das große Geschenk seines Lebens angenommen. Er macht es fruchtbar, indem er mit ganzem Herzen auf die Liebe antwortet, mit der Gott ihn zuvor schon geliebt hat. Dann wird auch er sich anderen gegenüber gnädig verhalten und ihr Wohlergehen fördern.

Dieses Verhältnis einer liebenden Geborgenheit, die durch Gott begründet wurde und auf andere ausstrahlt, bezeichnet Paulus im Römerbrief und an anderen Stellen ausdrücklich mit dem Begriff „Charisma“ (Röm 5,15f; 6,23). In diesem zweiten, weiten Verständnis leuchtet – wie unschwer zu erkennen ist – die Existenzform des Glaubens insgesamt auf. Sie begreift das Leben in der zuvorkommenden Gnade Gottes als ein einziges großes Geschenk, weshalb kein anderer als der Begriff „Charisma“ dafür adäquat ist. Es ist Paulus, der diese ausgefeilte Gnadentheologie entfaltet und den Schlüsselbegriff „Charisma“ darin einsetzt. Der Sache nach findet sich dieses Motiv jedoch nicht nur bei Paulus, sondern in jedem Buch der Bibel. Dies gilt selbst dann, wenn der Begriff „Charisma“ dort nicht ausdrücklich dafür verwendet wird.

Das gemeinsame Merkmal: „eine Ausstrahlung, die besonders anziehend wirkt“

Nun rundet sich der Bogen. Fasst man nämlich das Gesagte zusammen, so zeigt sich, dass das theologische Verständnis des Begriffs „Charisma“ einiges mit dem alltagssprachlichen gemeinsam hat. Das Merkmal, das beide Verwendungen miteinander verbindet, verweist auf eine Ausstrahlung, die besonders anziehend wirkt. Während die alltagssprachliche Rede diese Ausstrahlung auf das Können, die Gewandtheit oder die Persönlichkeit des als charismatisch bezeichneten Menschen selbst zurückführt, weist die theologische Rede über diesen Menschen hinaus auf das Wirken der göttlichen Gnade in ihm.

Die damit vollzogene Öffnung auf den in Gott liegenden Ursprung und Horizont des Charismas bringt zum einen das Merkmal grundlegender Güte in Erinnerung. Mit dieser Öffnung wird des Weiteren jeder Versuchung zum Personenkult gewehrt, denn nach dem theologischen Verständnis ist nicht der charismatisch begabte Mensch selbst zu bestaunen, sondern das Wirken der göttlichen Gnade in ihm. Das theologische Verständnis gesteht dem charismatisch begabten Menschen deshalb auch keinen besonderen Status zu. Es eignet sich nicht dazu, eine Herrschaft von Menschen über Menschen zu begründen und schafft von daher auch keine Untertanen.

Wer sich dennoch als Untertan sieht, muss etwas falsch verstanden haben. Er ist aufgerufen, sich der Würde bewusst zu werden, die Gott allen seinen Geschöpfen mit auf den Weg gegeben hat und die Gottebenbildlichkeit zu entdecken, mit der er den Menschen im Besonderen ausgestattet hat. Die Begegnung mit charismatisch empfundenen Menschen soll ihn nicht zuletzt auffordern, das Charisma zu entdecken, mit dem er selbst ausgestattet wurde. Seine Lebensaufgabe vor Gott und den Menschen besteht darin, dieses Gnadengeschenk anzunehmen und es fruchtbar zu machen. Wo dies gelingt, findet der Mensch zu sich selbst. Er gewinnt schließlich nicht nur innere Ruhe und äußere Stärke, sondern auch das, was für jedes Charisma typisch ist: eine Ausstrahlung, die besonders anziehend wirkt.

Charismen. Eine biblisch-theologische Annäherung

Charismen kommen als Gaben des Geistes in der Reflexion auf die neutestamentlichen Grundlagen zum Vorschein. Von dorther und von der Theologie des II. Vatikanischen Konzils her entfaltet Hermann das Verhältnis von Amt und Charisma.

Die urchristliche Mission hängt an Personen: Petrus, Paulus, Jakobus, Barnabas, Timotheus, Titus, Lydia, Priszilla, Phöbe, Junia, Maria von Magdala, Salome usw. In Paulus' Missionsgemeinden finden sich keine Missionszentralen, keine Strategiekommissionen, keine Bürokratie, keine gesamtkirchliche Entscheidungsinstanzen. Was es aber gibt, ist ein feines Gespür für die Menschen und ihre jeweiligen Begabungen, ihre Charismen. Von diesen her entwickeln sich Strukturen, die – der konkreten Situation und den konkreten Menschen geschuldet – sehr flexibel sind. Hier gibt es auch Spannungen und Konflikte – alles andere würde auch überraschen: Spannungen zwischen den verschiedenen Diensten und Ämtern, zwischen den Gemeindegliedern, zwischen dem Apostel und den Gemeinden. Diese Konflikte „haben aber auch ein großes Energiepotential entstehen lassen ... Gefragt waren Gemeindeglieder, die zur Bejahung ihrer eigenen Begabungen wie auch der Talente und Verantwortlichkeiten anderer, zur Zusammenarbeit ..., auch zur Anerkennung des apostolischen Verkündigungs- und Leitungsdienstes“ (Söding 2014a, 66) in der Lage waren.

Paulus und die Charismen

Gerade Paulus ist ein Paradebeispiel der Wahrnehmung eigener und fremder Charismen. Er hat Menschen gewonnen: für das Evangelium und den Glauben, aber eben auch für eine aktive missionarische Arbeit! Er hat es geschafft, um sich herum eine große Anzahl von Menschen (50 sind im NT namentlich bekannt) zu versammeln. Für Thomas Söding ist dies nicht allein auf die Begeisterung der Anfangszeit und die Kleinheit der Hausgemeinden zurückzuführen, sondern v. a. auf die theologische Grundbotschaft des Apostels: „die Freiheit der Christenmenschen ... (1 Kor 9; Gal 5; Röm 8), die fundamentale Gleichheit aller Getauften (1 Kor 11,11f.; 1 Kor 12,13; Gal 3,28) und die charismatische Begabung jedes einzelnen Gemeindeglieds (1 Kor 12,4–11; Röm 12,6f.)“ (Söding 2014a, 67).

Gerade die Pluralität charismatischer Begabungen zieht in der Konsequenz eine Kooperation gemeindlicher Dienste nach sich. Dass es dabei auch zu Problemen kommen kann, zeigt schon Korinth: Die „Starken“, also die, die in den Sprachen der Menschen und Engel sowie prophetisch reden können, die alle Geheimnisse wissen, alle Erkenntnis haben, alle Glaubenskraft besitzen und Berge damit versetzen können, die, die ihre ganze Habe verschenken und sogar ihren Leib dem Feuer übergeben (vgl. 1 Kor 13,1ff.), „täuschen sich über ihre wahre Lage“ (Söding 2014a, 68): diese umfasst auch Schwäche, Unzulänglichkeit, Begrenztheit und Sündhaftigkeit – Eigenschaften, die die „Starken“ bei den „Schwachen“ (1 Kor 8,7–13) deutlich wahrnehmen und diese daher nicht als vollwertige Christen anerkennen, sondern als Christen 2. Ordnung abqualifizieren. Paulus' Reaktion auf diese verfahrenere Situation ist beispielhaft: Er relativiert nicht die charismatischen Begabungen, sondern zeigt auf, woher sich die ganze Gemeinde speist. Hier geht es nicht um Ethik, um die Regeln des Umgangs miteinander, hier geht es um Pneumatologie! In 1 Kor 12,1–11 (und ähnlich auch in Röm 12,3–8) findet sich die entscheidende Argumentationslinie des Paulus:

Auch über die Gaben des Geistes möchte ich euch nicht in Unkenntnis lassen, meine Brüder. ...

Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist.

Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn.

Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen.

Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.

Dem einen wird vom Geist die Gabe geschenkt, Weisheit mitzuteilen, dem andern durch den gleichen Geist die Gabe, Erkenntnis zu vermitteln,

dem dritten im gleichen Geist Glaubenskraft, einem andern - immer in dem einen Geist - die Gabe, Krankheiten zu heilen,

einem andern Wunderkräfte, einem andern prophetisches Reden, einem andern die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, wieder einem andern verschiedene Arten von Zungenrede, einem andern schließlich die Gabe, sie zu deuten.

Das alles bewirkt ein und derselbe Geist; einem jeden teilt er seine besondere Gabe zu, wie er will. (1 Kor 12,1.4–11)

In Korinth fand sich offensichtlich eine besondere Wertschätzung pneumatischer Gaben (1 Kor 12,1; 1 Kor 14,1: πνευματικά), v. a. der ekstatischen Zungenrede, die jedoch exklusiv verstanden wurde. Gegen diese ausschließende Wirkung argumentiert Paulus und betont die



Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

allgemeine Geistbegabung der Glaubenden und Getauften (1 Kor 12,3.12): *Der Geist verleiht jedem Gemeindeglied eine spezifische Gabe zum Nutzen der Gemeinde (12,7), des Leibes Christi (12,12–27) und zur Auferbauung der Gemeinde (14,5.12.26)*. Die Vielfalt der Gnadengaben verdankt sich dem einen Gott, dem einen Herrn, dem einen Geist! Dabei schenkt Gott – so ist es anscheinend seine Gewohnheit – ein *Übermaß an Gnade*. Besonders der Römerbrief ist dafür ein Beleg:

Wo jedoch die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergroß geworden. (Röm 5,20)

und

Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? (Röm 8,31b.32)

Das gilt natürlich auch für die Gnadengaben, die Gott im Übermaß an alle austeilt: „Die Christen können aus dem Vollen schöpfen; und sie bekommen alle die Gnadengaben, die ihnen angemessen sind. Es bedeutet einerseits: Niemand hat alle Charismen (1 Kor 12,29ff.) ... [und] andererseits: Niemand, der das Bekenntnis ‚Der Herr ist Jesus!‘ mitspricht, ist ohne Geist (12,3). Und es bedeutet ...: Es fehlt der Gemeinde dank der Kreativität des Geistes an nichts“ (Söding 2014a, 69).

Umso deutlicher ist die Notwendigkeit einer theologischen Klärung des Charismenbegriffs: Stärken, Talente, Begabungen, Gaben, Charismen – viele, z. T. schillernde Formulierungen liegen in der Diskussion auf dem Tisch und werden synonym oder gegensätzlich gebraucht. Zunächst sind so *natürliche Begabungen*, wie z. B. Organisationstalent, Intelligenz und Schlagfertigkeit zu nennen. Es gibt *Tugenden* wie Mitleid, Hilfsbereitschaft und Klugheit; *erworbene Kenntnisse, Möglichkeiten und Fertigkeiten* wie Bildung, Reichtum und Einfluss, „aber auch spezifische Glaubensfähigkeiten wie Wunderkraft, Bekenntnisstärke und Wahrheitsbewusstsein“ (Söding 2014a, 69). Hier können Charismen *anknüpfen*, sie „gehen aber nicht darin auf“ (ebd.). Stefan Moosburger macht an diesem Punkt darauf aufmerksam, dass „hinter dem Verhältnis natürliche Begabung vs. geistgewirktes Charisma ... die Diskussion um die Beziehung von Natur und Gnade“ (Moosburger 2014, 404) steckt.

Die Charismen sind Teil göttlichen Heilshandelns, in ihnen kommt Gottes rettende Gnadenmacht *individuell* zum Tragen. Gerade dadurch sind die beschriebenen Charismen *Wirkkräfte* (1 Kor 12,6), da „sie Mittel sind, mit denen Gott seine Herrschaft ausübt“ (Söding 2014a, 70). Zugleich sind sie *Dienste* (1 Kor 12,5), „weil sie am Dienst Jesu Christi teilhaben und deshalb nichts anderes als geschenkte Möglichkeiten sind, die Mitchristen in ihrem Glaubensleben zu unterstützen“ (Söding 2014a, 70). *Charismen sind also alles in allem Gnadengeschenke, Gnadengaben*. Ihr Sinn und Zweck ist nicht vom Sinn und Zweck der Gnade Gottes, der liebenden göttlichen Zuwendung zum Menschen, zu trennen. Diese Zuwendung nimmt in Jesus Christus konkrete Gestalt an, verleibt sich in ihm und teilt sich im Heiligen Geist als Gabe zuinnerst mit. Die Gnade Gottes aber zielt nicht allein auf eine persönliche, individuelle Weiterentwicklung oder Stärkung der Christen, sondern auf den *Aufbau der ganzen Gemeinde* (1 Kor 14)! Der persönliche Weg des Christen kann somit nicht vom Weg der Kirche getrennt werden, denn „wenn es nicht zum Aufbau der Gemeinde dient, dann ist es kein Charisma“ (Moosburger 2014, 405). Daher sind reine Selbstverwirklichungsstrategien im Kontext der Charismenentwicklung kritisch zu betrachten (ebd.). Auch Papst Franziskus stellt diesen Aspekt in *Evangelii gaudium* 130 heraus:

Ein deutliches Zeichen für die Echtheit eines Charismas ist seine Kirchlichkeit, seine Fähigkeit, sich harmonisch in das Leben des heiligen Gottesvolkes einzufügen zum Wohl aller.

Dienst in der Kirche und persönlicher Glaubensweg sind beim Thema Charismen so zwar voneinander abzuheben, aber nicht voneinander zu trennen. Konkret ist es Paulus gelungen, die Pluralität der Charismen mit einem kooperativen gemeindlichen Leben zu verbinden. Damit wurden „Personalität des Glaubens, ... Individualität der Begabungen und ... Vielfalt der eklesialen Lebensvollzüge mit der originären Gemeinschaft, der ethischen Verantwortung und der soteriologischen Gleichheit aller Glaubenden“ (Söding 2014a, 70) kombiniert. Charismen können so insgesamt als „getaufte Kompetenzen, die sich in den Dienst Anderer stellen und dadurch die Kirche aufbauen“ (Söding 2014b, 395) verstanden werden: sie sind „Gaben des Heiligen Geistes, die zu Aufgaben werden; aber sie sind deshalb ebenso Gaben der Gläubigen, die ein Geschenk an die Kirche sind“ (ebd. 396). Paulus' Aufzählung der Charismen in 1Kor 12,8ff. 28ff. und Röm 12,6ff. lässt dabei keine methodische Ordnung oder systematische Geschlossenheit erkennen, auch wenn die Wortverkündigung stark betont wird (1Kor 12,8). So kann man sehen, dass für ihn manche Charismen mehr als andere zum Aufbau der Kirche beitragen (1Kor 12,31; 1 Kor 14). Für Paulus ist aber auch deutlich, dass die Charismen erkannt, gefördert, aber auch kritisiert und koordiniert werden müssen, „so dass sie einander wechselseitig bestärken können“ (Söding 2014b, 397).

Das II. Vatikanische Konzil und die Charismen

Das II. Vatikanische Konzil hat mit der in *Lumen gentium* (LG) zu findenden Ekklesiologie auch auf die Charismen zurückgegriffen. Das u. a. in LG 10 beschriebene pneumatologisch akzentuierte Kirchenverständnis geht von einem dialogischen Miteinander bei gleichzeitiger Differenzierung aus. Dem entspricht die Gleichheit aller Glieder des Volkes Gottes hinsichtlich der „gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ (LG 32), gerade weil in allen Gläubigen der eine Geist Jesu Christi wirkt (Kehl 1994, 1015f.). Insofern

es durch die Taufe „keine Mitglieder erster und zweiter Klasse gibt, sondern nur erstklassige Positionen“ (Söding 2014b, 395), sind auch die Charismen aller notwendig. LG 12 verweist darüber hinaus darauf, dass die Charismen „den Nöten der Kirche besonders angepaßt und nützlich“ sind. So wie die Heiligen als Antwort Gottes auf die Nöte ihrer jeweiligen Zeit verstanden werden können, so lassen sich auch die Charismen, die ja immer mit bestimmten Menschen verbunden sind, als Antwort Gottes auf konkrete Nöte verstehen. Und daher sollten auch keine Charismen unter den Tisch fallen, sie alle sind Teil der Antwort auf die aktuellen (pastoralen) Herausforderungen. Eine Kirche, die sich an solcher Charismen-theologie orientiert, muss dann auch „genügend Raum ... [lassen] für das undiskriminierte Zusammenwirken aller Charismen, für den vom Geist bestimmten Wandel der charismatischen Begabungen und für das Auftreten neuer Charismen“ (Dautzenberg 1994, 1015). Die Frage nach „genügend Raum“ führt aber zur Frage nach dem Verhältnis vom Amt und Charisma.

Das Verhältnis von Amt und Charisma

Vielorts findet sich die Vorstellung, Amt und Charisma stünden im Gegensatz zueinander. Diese Vorstellung ist jedoch eine Projektion (Söding 2014b, 394). Sowohl Charisma als auch das Amt haben ihr je eigenes Recht. Hinzuweisen ist aber darauf, dass der Begriff „Amt“ neutestamentlich nicht vorkommt. Dort wird von „Dienst“ gesprochen – und dieser wird in 1 Kor 12,4ff. mit dem Charisma parallelisiert: „Jeder Dienst ist Charisma ... und hat ‚Energie‘, nämlich die des Heiligen Geistes; jedes Charisma ist ‚Dienst‘ insofern es keine andere Wirkung anzielt als die, Anderen zu nutzen (1 Kor 12,7)“ (ebd.). Das in der Kirche zu findende sakramentale Amt nun, der Ordo (Bischofsamt, Priester, Diakone), ist in diesem Kontext „letztlich die einzige bleibende und verbindliche Struktur, die sozusagen die vorgegebene feste Ordnung der Kirche bildet und sie als ‚Institution‘ konstituiert“ (Ratzinger 2007, 19). Da das Amt aber – wie die Taufe und Firmung – sakramental verstanden wird ist, muss es immer wieder neu von Gott geschenkt werden, es entsteht durch den Ruf Gottes und muss von ihm erbeten werden. *Damit hat auch das Amt einen durch und durch charismatischen Charakter.* „Die Kirche muss [daher] ihr eigenes Institutionsgefüge immer wieder überprüfen, damit es nicht zu schwergewichtig wird – sich nicht zu einem Panzer verhärtet, der ihr eigenes geistliches Leben erdrückt“ (ebd. 21). Die Bischöfe dürfen im Blick auf die Vielfalt der Charismen, so Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., „keinem Uniformismus seelsorglicher Gestaltung und Planung huldigen ... Sie dürfen nicht ihre eignen Pastoralpläne zum Maßstab dessen erheben, was dem Heiligen Geist erlaubt ist zu wirken ...; lieber weniger Organisation und mehr Geist!“ (ebd. 55). *Charismen brauchen Freiraum, um sich zu entwickeln!* Sie bringen eine gewisse heilige Unruhe in alle menschlichen Strategien, denn der „Heilige Geist, wo immer er einbricht, stört das eigene Planen des Menschen immer“ (ebd. 17). Ein solcher Freiraum und eine „Übertragung von Aufgaben entsprechend der jeweiligen Talente [sprich Charismen, beinhaltet aber auch] ... die Übertragung von Verantwortungs- und Entscheidungskompetenz“ (Pastoralplan für das Bistum Münster 2013, 34). So ist insgesamt ersichtlich, dass eine Gegenüberstellung bzw. eine Gegensätzlichkeit von Amt und Charisma nicht statthaft ist. Für das Zueinander gilt, dass das geistliche Amt, das Priestertum, selbst ein Charisma darstellt, „der Priester selbst ein ‚Pneumatiker‘, ein *homo spiritualis*, ein vom Heiligen Geist erweckter und angetriebener Mensch“ (Ratzinger 2007, 23) ist. Eben daher bedarf es einer „innere[n] Offenheit für das Charisma, eine Art ‚Witterung‘ für den Heiligen Geist und sein Tun“ (ebd. 23f.). Auf der anderen Seite fordert Joseph Ratzinger / Benedikt XVI.: „So ist an die Bewegungen [– und dies ist sicher auch auf eine charismenorientierte Pastoral hin zu verstehen –] eine Mahnung zu richten, dass sie ... ein Geschenk ans Ganze der Kirche und im Ganzen sind und sich den Forderungen dieser Ganzheit unterwerfen müssen, um ihrem eigenen Wesen treu zu bleiben“ (ebd. 55).

Ausblick

Wenn wir nun von diesen Überlegungen ausgehen, dann stellt sich die Frage, wie die Charismen konkret entdeckt und gefördert werden können, wie die „Witterung“ aufgenommen werden kann. Dies ist kein nebensächlicher Aspekt missionarischer Überlegungen, sondern ein zentraler Punkt jeder Evangelisierung. Hier schließen sich die folgenden [Überlegungen Monica Dörings](#) an.

Literatur

- Dautzenberg, Gerhard, Art. Charisma. I. Begriff. II. Biblisch-theologisch, in: *3LThK 2* (1994), 1014-1015.
- Kehl, Medard, Art. Charisma. III. Systematisch-theologisch, in: *3LThK 2* (1994), 1015-1016.
- Moosburger, Stefan, Charisma und Kirchenentwicklung oder Wie geht eine Charisma-first-Strategie konkret?, in: *Lebendige Seelsorge 65* (2014), 403-408.
- Pastoralplan für das Bistum Münster 2013, http://www.pastoralplan-bistum-muenster.de/fileadmin/user_upload/pastoralplan/dow
- Ratzinger, Joseph, Die kirchlichen Bewegungen und ihr theologischer Ort (Eröffnungsreferat von Joseph Kardinal Ratzinger beim Kongress der neuen Geistlichen Gemeinschaften in Rom, 27. Mai 1998), in: Ders. / Benedikt XVI., *Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften. Unterscheidungen und Kriterien*, München u. a. 2007.
- Söding, Thomas, Umkehr der Kirche. Wegweiser im Neuen Testament, Freiburg i. Br. 2014a.
- Söding, Thomas, Taufe und Charisma. Das paulinische Erfolgsmodell, in: *Lebendige Seelsorge 65* (2014b), 393-398.

Charismenkurse. Von der Idee zum Finden der eigenen Charismen

Kaum ein Begriff wird heute im Zusammenhang mit kirchlicher Entwicklung und ehrenamtlichem Engagement so breit genutzt wie „Charisma“. Im Pastoralplan des Bistums Münster kommen Charisma und entsprechende Synonyme 87-mal vor. Im Folgenden soll die Begleitung der Menschen, die sich aufmachen, ihre Charismen und deren Entdeckung ernst zu nehmen, aus Praxissicht betrachtet werden. Dazu sollen in einer knappen Übersicht die bisher bestehenden Kursmaterialien vorgestellt werden, um mit einem Ausblick auf die Verknüpfung von „Charismenorientierung“ und „Neuem Ehrenamt“ zu schließen.

Vorbemerkungen

Um ihren jeweils eigenen Charismen auf die Spur zu kommen, treffen sich an einem Freitagabend 12 Männer und Frauen in einer Kleinstadt mitten in Schleswig-Holstein. Sie sind kirchennah oder auf der Suche, alt erprobte Ehrenamtliche oder Menschen in sich verändernder Lebenssituation. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg, an diesem Abend und zwei ganzen Samstagtagen den eigenen Charismen auf die Spur zu kommen, herauszufinden, was es heißt, dass sie selbst von Gott mit einem Charisma beschenkt sind. Was könnte dieses Charisma konkret sein, wie passt es zu mir und für wen möchte ich es einsetzen?

Mit der Erkundung der eigenen Charismen sind sie nicht allein unterwegs. Charismenorientierung ist heute gewollt und kommt an vielen Orten vor, z. B.:

- im *Pastoralplan des Bistums Münster* (Pastoralplan des Bistums Münster 2015), aber auch in entsprechenden Fortbildungsangeboten, z. B. „Best Practices 2015 – Talente entdecken und fördern“ (Best practices 2015).
- im *Grundlagenpapier der Erzbistums Hamburg zur Entwicklung Pastoraler Räume*: Für Erzbischof em. Dr. Werner Thissen ergeben sich „weitere Chancen ... durch einen ‚charismenorientierten‘ Einsatz haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Nicht jeder tut zu jeder Zeit alles, aber jede und jeder bringt seine besonderen Gaben ein“ (Thissen 2010, 1f.).
- bei der *kfd Deutschland*: Diese hat 2005 unter der Überschrift „Charismen leben – Kirche sein“ den gesamten Verband zum Thema positioniert (Bogner 2013).
- im *Erzbistum Paderborn*, das mit dem *Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP)* eine Studie zum Thema „Die Taufberufung als Referenzgröße zukunftsweisender Bistumsentwicklung“ durchführt (ZAP / Erzbistum Paderborn 2015).
- im *Erzbistum Köln*, in dem die Hauptabteilung Seelsorge-Personal einen 1½-jährigen Kurs „Charismen entfalten – Gemeinde/n gestalten“ für Hauptamtliche anbietet (Erzbistum Köln 2015a).

Auch Papst Franziskus betont die Bedeutung von Charismen: „Gott gibt diese Eigenschaft, dieses Charisma jenem Menschen, aber nicht für ihn selbst, sondern damit er der ganzen Gemeinschaft dienen kann“ (Franziskus 2014). Damit verbunden sind weitere Gedankenanstöße: „Etwas Wichtiges, das gleich hervorgehoben werden muss, ist die Tatsache, dass man nicht allein verstehen kann, ob man ein Charisma hat und welches“ (ebd.). Und: „Diese Fragen müssen wir uns stellen: ob ich ein Charisma habe, ob dieses Charisma von der Kirche anerkannt ist, ob ich mit diesem Charisma zufrieden bin oder ob ich etwas neidisch bin auf die Charismen der anderen, ob ich dieses Charisma haben wollte und haben will. Das Charisma ist ein Gabe: Nur Gott schenkt es!“ (ebd.).

Wie können Menschen beim Finden der eigenen Charismen begleitet werden?

Neben Gottesdiensten, Impulsen bei Sitzungen, einem häufigen Sprechen über Charismen, dem Ansprechen bei Mitarbeitergesprächen, Einladungen zum Gebet um Charismen können konkrete Kurse angeboten werden. Dabei haben die TeilnehmerInnen oftmals erstmalig die Chance, sich in einer speziell zur Verfügung gestellten Zeit damit zu beschäftigen, was ein Charisma grundsätzlich ist und welches ihr Charisma sein könnte. Dazu werden verschiedene Methoden angeboten, u. a. ein Fragebogen zur Erkundung der eigenen Charismen. Einige Bistümer in Deutschland sammeln bereits Erfahrungen im Umgang und Einsatz von konkreten Kursen:

- Das *Bistum Hildesheim* bietet seit mehr als 5 Jahren Kurse vor Ort in Pfarreien an und hat als Kursleiter weitere Multiplikatoren ausgebildet.
- Davon angeregt bietet u. a. das *Erzbistum Hamburg* Gemeinden den Kurs „Gaben Leben“ an. Die Evaluationen zeigen, dass besonders die ehrenamtlichen TeilnehmerInnen den Kurs



Monica Döring ist Leiterin der Fachstelle Ehrenamt im Erzbistum Hamburg und befasst sich mit Fragen des „neuen“ Ehrenamts und der Charismenförderung.

als Chance sich weiterzuentwickeln schätzen.

- Das *Erzbistum Paderborn* bietet einen Kurs für Hauptamtliche an, um Perspektivwechsel anzustoßen. In Hildesheim und Hamburg ist eine Kurseinheit zu Charismen Bestandteil von Kirchenkursen zur lokalen Kirchentwcklung (Erzbistum Hamburg 2015a).

Wie kann ein Kurs zum Entdecken der eigenen Charismen aussehen?

Die zu Anfang beschriebenen Frauen und Männer aus Schleswig-Holstein beginnen die gemeinsame Zeit mit einem Abendbrot, Gelegenheit anzukommen und sich zu stärken. Nach einer kurzen Gebetszeit sind die TeilnehmerInnen eingeladen, sich auf leichte Art und Weise näher kennenzulernen. So entstehen Vertrautheit, Bereitschaft, sich auch weiter auszutauschen, und vielleicht das Aha-Erlebnis, dass ich doch nicht alle Menschen so kenne wie gedacht.

Mit einer Präsentation zur Idee der Charismenorientierung beginnt der Einstieg ins Thema: Wofür schlägt mein Herz wirklich, welche Themen und Menschen liegen mir am Herzen? Mit leitenden Fragen macht sich jede und jeder in Einzelarbeit auf die Suche und tauscht sich dann zu zweit in einem wertschätzenden Interview darüber aus. Mit einem spirituellen Impuls schließt der Abend.

Am nächsten Morgen treffen sie sich zum Auftakt in der Kirche, versammeln sich mit unterschiedlichen Impulsen um Jesus. In Kleingruppen forschen sie später der Frage nach, was die Bibel über Charismen sagt und was das für die Kirche heute bedeuten kann. Gestärkt vom Mittagessen gibt es für die TeilnehmerInnen die Möglichkeit ihren eigenen Arbeitsstil mit 20 Fragen in den Blick zu nehmen. Bin ich jemand, der spontan an Aufgaben herangeht oder länger nachdenkt? Liegt mir die Erfüllung der Aufgaben am Herzen oder die Menschen, mit denen ich unterwegs bin? Jeder Zugang ist wichtig, wenn ein Team erfolgreich sein will. Wenn ich meinen Arbeitsstil kenne, kann ich die dazu passende Aufgabe finden. Nach einer ausführlichen Einführung in den angebotenen Charismen-Test und der Einladung, sich auch von anderen Menschen aus ihrem Umfeld mit eigenen Fragebögen Rückmeldung zu möglichen Charismen geben zu lassen, gehen die TeilnehmerInnen für zwei Wochen auseinander.

Am Samstag zwei Wochen später ist Zeit, sich von den eigenen Erfahrungen zu erzählen, zu entdecken, wie reich jeder einzelne und die Gemeinde beschenkt ist. Vielleicht wurde auch entdeckt, was nicht das eigene Charisma ist und welche Aufgaben daher ruhig aufgegeben werden können. Die drei Aspekte (Wofür schlägt mein Herz? Was ist mein Arbeitsstil? Was könnte mein Charisma sein?) fügt jeder und jede für sich zusammen. Zu zweit teilen die TeilnehmerInnen ihre Überlegungen und geben sich Rückmeldung über mögliche Felder, in denen das Charisma zum Leben kommen könnte. In eine geistliche Zeit mit Stille, Bibeltexten, Gesang und freiem Gebet kann jeder zum Abschluss seine geplanten Schritte einbringen. Vielleicht verabreden sich Einzelne, im Gespräch zu bleiben, füreinander zu beten oder sich mit praktischen Informationen über freiwillige Arbeit in der Stadt und in der Kirche zu unterstützen. So oder anders könnte ein Kurs zum Entdecken der eigenen Charismen aussehen.

Wonach entscheidet eine Organisation (z. B. Gemeinde, soziale Einrichtung), in welcher Form und Gestalt sie einen Kurs anbieten will?

Zur Entscheidung dieser Problematik können evtl. einige Fragen hilfreich sein:

- Von welchem *Charismenverständnis* im Verhältnis zu natürlichen Begabungen gehe ich aus?
- „Hinter dem Verhältnis natürliche Begabung vs. geistgewirktes Charisma steckt die Diskussion um die Beziehung von Natur und Gnade. Somit wird man sich vor zwei Extremen hüten müssen: gegen eine idealistische Gleichsetzung wird der Geist als Ursprung der Charismen betont werden; gegen eine spiritualistische Trennung wird der Mensch als ein schon immer begnadetes Geschöpf begriffen werden“ (Moosburger 2014, 404).
- Von welchen *Charismen* gehe ich aus? Wird z. B. in einem Fragebogen zölibatäres Leben als Charisma gesehen? Dies ist wichtig, um die vielen in Print und virtuell vorliegenden Fragebögen / Gabentests einschätzen zu können.
- Ist der Kurs Auftakt eines persönlichen *Entdeckungsprozesses* der eigenen Charismen oder hat man damit bereits sein Charisma gefunden? „Now the fun begins! Pick the area of possible giftedness that you find most interesting and begin to experiment with it. (...) Actual hands-on, trying it out‘ seems to work best, especially if supplemented by prayer, reading and talking about your experience with others ... All three ‚signs‘ [of a spiritual gift], our effectiveness, our feelings and the affirmation of others, should line up over time“ (Übers.: Nun geht’s richtig los. Wähle das Gebiet aus, in dem du möglicherweise ein Charisma hast und das du am interessantesten findest. Beginne in diesem Gebiet zu experimentieren. ... Das tatsächliche Ausprobieren und Erproben bringt die besten Erkenntnisse. Insbesondere wenn es von Gebet, Lektüre und dem Austausch mit anderen über die Erfahrungen begleitet ist. ... Alle drei Merkmale [eines Charismas], unsere Wirksamkeit, unsere Gefühle und die Bestätigung durch andere, sollten mit der Zeit zusammenkommen. [M. D.] (Weddell 1998).
- Geht es in dem Kurs „nur“ um Charismen oder auch um mögliche *Umsetzung*? Dann sind neben einem Test für die Charismen z. B. der eigene Persönlichkeitsstil, die eigenen Passionen und die eigenen Zeitressourcen zu erkunden und Hilfestellungen dafür

anzubieten.

- Wie werden die TeilnehmerInnen anschließend *begleitet* und vor allem *von wem*? „Leitungsverantwortliche – wo immer sie tätig sind, ob auf örtlicher oder überörtlicher Ebene – können ihrer Leitungsverantwortung nur gerecht werden, wenn sie sich selbst einem solchen Bewusstwerdungsprozess aussetzen und es als ihre Leitungsaufgabe ansehen, aus einer hörenden Haltung heraus Charismen zu entdecken und zum Tragen kommen zu lassen“ (Bogner 2013).
- Ist *Kirchenentwicklung* das vorrangige Ziel des Kurses? Ist ein Angebot für Multiplikatoren notwendig, die dann vor Ort den Rahmen für Kirchenentwicklung schaffen. Falls es keinen Multiplikatorenkurs separat für Hauptamtliche gibt, sollten diese zumindest gemeinsam mit Ehrenamtlichen an einem Charismenkurs teilnehmen. Oder ist die *persönliche Entwicklung* der Teilnehmenden das vorrangige Ziel? Dann können in letzter Konsequenz Kurse unabhängig von einer Gemeinde oder Organisation ausgeschrieben werden.
- Welche Rolle spielt der *geistliche Prozess* in dem Kurs? Es muss Raum für Gebet und Besinnung geschaffen werden. Gleichzeitig besteht die Gefahr, kirchenferne Menschen auszuschließen.
- Wie werden TeilnehmerInnen vor *Instrumentalisierung* geschützt? – „Du hast dein Charisma gefunden, nun erwarten wir, dass du dich bei uns engagierst.“

Je nach Zielgruppe ist das Format des Kurses zu planen (Ein halbes Wochenende plus einen Samstag; drei ganze Tage etc.).

Welche Kursmaterialien stehen zurzeit zur Verfügung?

Für die praktische Durchführung eines Kurses stehen unterschiedliche Materialien zur Verfügung. *Unter dem Strich ist es jedoch so, dass es (noch) keine deutschen katholischen Materialien gibt.* Darüber hinaus setzen fast alle Materialien erste Erfahrungen mit ehrenamtlichem Engagement voraus.

- Verbreitet ist *D.I.E.N.S.T.*: Dies ist ein Kurs, der in der freikirchlichen Bewegung um Willow Creek entstanden ist (Hybels / Bugbee 2011). Die Materialien liegen auf Deutsch vor, neben dem Teilnehmerhandbuch werden ein Leiterhandbuch und ein Multimediapakete angeboten. Der Kurs ist umfassend (Gabentest, Persönlichkeitsstil, Passion und Einschätzung der Alltagssituation) und setzt ein persönliches Beratungsgespräch nach dem Kurs voraus. Ziel des Kurses ist, MitarbeiterInnen für die eigene Kirche zu gewinnen. Das Verständnis von Charismen in D.I.E.N.S.T. fußt vorrangig auf biblischen Belegen. Der amerikanisch-freikirchliche Hintergrund wird auch an den genutzten Beispielen (Scheck ohne Wert) und den Fragen (Freiwillig den Zehnten geben) deutlich.
- Angepasst an die deutsche Kultur ist der Kurs „*Ich bin dabei*“ (Obenauer / Obenauer 2011). Gemeinsam mit der evangelischen Landeskirche Baden zunächst als „Mitarbeiten am richtigen Platz“ entwickelt, liegt neben dem Teilnehmerbuch ein Leiterhandbuch mit CD-Rom vor. Die Fragen im Test sind für Deutsche zugänglicher formuliert, der Kursablauf weitgehend analog zu D.I.E.N.S.T. geblieben, eine größere Änderung gibt es im Hinblick auf die Erkundung des eigenen Persönlichkeitsstils. Ein Fokus des Kurses liegt auf ehrenamtlichem Engagement, weniger auf Kirchenentwicklung. Der Kurs lädt die Teilnehmenden ein, ihre Gaben ggf. außerhalb der Kirche zu verwirklichen. Im Test werden Spuren zu 16 möglichen Charismen gelegt, wobei jedoch das Apostolat und die Unterscheidung der Geister im Test nicht angesprochen werden. Die Liste von konkreten Fragen wird mit offenen Fragen ergänzt, in dem die im Test nicht abgefragten Charismen sichtbar werden können.
- Das *Institut für Engagementförderung* des Evangelisch-Lutherischen Kirchenkreises Hamburg Ost geht in seinem Kurs „*Reich beschenkt*“ einen Schritt weiter in die Lebenserfahrung vieler Menschen heute hinein (Reich beschenkt 2015). Dieser Kurs wurde noch gezielter auf Menschen hin entwickelt, die sich in Veränderungsphasen befinden, sowohl kirchennah als auch kirchenfern. Der Kurs wird an zwei Abendterminen angeboten, wobei der religiöse Zusammenhang hauptsächlich durch das personale Angebot der LeiterInnen hergestellt wird. Durch einen erweiterten Fragenkatalog (z. B. Technikenkenntnisse) und die nicht-religiöse Sprache fühlen sich sehr unterschiedliche Menschen eingeladen. In dem Kurs ist jeweils Zeit für ein Beratungsgespräch mit der Leitung des Kurses. Das Institut bietet für den Kurs auch eine Ausbildung von Multiplikatoren an.
- Das *Catherine of Siena Institut*, Colorado Springs / USA (<http://www.siena.org/>), hat einen „katholischen Zugang“ zum Erkunden der eigenen Charismen entwickelt: „*The called and gifted Discernment Process*“. In dem angebotenen Test werden 24 mögliche Charismen angesprochen. Neben dem auf Englisch vorliegenden Test gibt es Handbücher und einen ausführlichen Workshop auf CD, der theologische Fragen anspricht, die nächsten möglichen Schritte für die TeilnehmerInnen erläutert und die Charismen in ihren Konsequenzen ausführlich vorstellt (Siena 2015). Es wird deutlich zwischen „Talent“ und „Charisma“ unterschieden.
- Einen anderen Zugang bietet „*Living your Strength*“ (Winseman u. a. 2004), das aus dem „*Strengthfinder*“ entstanden ist. Hier wird der Zweiklang von Talent und Charisma vom Talent her gedeutet. Wenn es bei Charismen verstärkt darum geht herauszufinden, was Gott durch mich erreichen will, geht es hier darum herauszufinden, wie ich dies erreichen kann: „Identifying your talents isn't intended to take the place of identifying your Spiritual Gifts, but rather, it can be a powerful way to enhance your Gifts and calling. Your Spiritual

Gifts help you find what the ministry is that God wants to see you accomplish; your talents are God's way of showing you how you will accomplish it" (Übers.: Die Ermittlung deiner Talente soll nicht das Ermitteln deiner geistigen Gaben ersetzen. Vielmehr kann es ein großer Schritt sein, um deine Gaben und Berufung weiterzuentwickeln. Deine geistigen Gaben helfen dir, den Dienst zu finden, in dem Gott dich erfolgreich sehen möchte. Deine Talente sind Gottes Art dir zu zeigen, wie du es verwirklichen kannst. [M. D.]) (ebd. 30). Der „Strengthfinder“ ist aus den Interessen der Personalwirtschaft entstanden (Buckingham / Clifton 2011) und ist ein vom Gallup-Institut erprobtes und wissenschaftlich fundiertes Instrument, um die eigenen Talente zu entdecken. Dies geht ohne Vorerfahrungen im kirchlichen Ehrenamt oder im Ehrenamt überhaupt. Der Test an sich liegt auf Deutsch vor. In den USA wurde der „Strengthfinder“ mit „Living your Strength“ in einen christlichen Kontext eingebettet. „Living your Strength“ liegt in einer katholischen Ausgabe vor. Dazu kommt der Kurs „The living your Strength Journey“ mit Teilnehmerbuch und Material für die Leitung, mit dem die TeilnehmerInnen den spirituellen Hintergrund entdecken und Bezüge zu ihren Charismen herstellen. Dieser liegt in Versionen für verschiedene Konfessionen vor, allerdings nur auf Englisch (The Living your Strength Journey 2015). „The living your Strength Journey“ geht davon aus, dass jeder Mensch berufen und eingeladen ist, diese Berufung zu erkunden. Gott beruft nicht mit lauter Stimme, sondern durch die den Menschen geschenkten Talente. Wenn ich meine Talente entdecke, entdecke ich zugleich meine Berufung von Gott. Die TeilnehmerInnen der Reise treffen sich sieben Abende im Wochenrhythmus für zwei Stunden und jeder macht nach dem ersten Abend online den „Strengthfinder-Test“. Jeder Abend hat einen anderen Schwerpunkt: Wofür schlägt mein Herz? Wie probiere ich meine Talente aus? Wie bekomme ich Rückmeldung von anderen Menschen? Was wären mögliche Engagementfelder? Wie möchte ich die Erfüllung meiner Berufung finden? In der Zeit zwischen den Treffen führt jede und jeder ein persönliches Journal, lässt sich von der Bibel ansprechen, betet und entscheidet sich für konkrete Aktivitäten, um der eigenen Berufung auf die Spur zu kommen.

Um die Erfahrungen mit den genannten Materialien auszutauschen, das heutige Verständnis von Charismen zu schärfen und ggf. Materialien wie Fragebögen weiterzuentwickeln, hat sich im Januar 2015 zum zweiten Mal eine offene interdiözesane Arbeitsgruppe mit TeilnehmerInnen aus sieben Bistümern und Organisationen getroffen. Die Arbeitsgruppe wird von Gabriele Glandorf-Strotmann, Pastorale Dienststelle Erzbistum Hamburg, und Gabriele Viecens, Bistum Hildesheim, koordiniert.

Wie können die Ansätze der Charismenorientierung und Ausbildungen zur Freiwilligenkoordination in Beziehung stehen?

Seit einigen Jahren bieten immer mehr deutsche Bistümer Ausbildungen zur Ehrenamtskoordination oder Freiwilligenkoordination in Pfarreien an, u. a. die (Erz-)Bistümer Hamburg, Köln, Trier und Essen. Dabei entstand auch die Sorge, ob durch diese Bemühungen Pfarreien nicht befähigt würden, Lücken in der Pastoral mit Ehrenamtlichen zu stopfen, am Alten festzuhalten und notwendige Veränderungsprozesse hinauszuzögern. Diese Frage war u. a. Impuls zur Beschäftigung mit Charismenorientierung im Bereich der Förderung von ehrenamtlichem Engagement.

Zeitgleich entwickelten sich, wie zuvor beschrieben, die Ansätze Charismenorientierung und die Konkretisierung in Charismenkursen mehr und mehr als ein Bestandteil der *lokalen Kirchenentwicklung*. Dies wird z. B. in dem vorgenannten Kurs des Erzbistums Köln „Charismen entfalten – Gemeinde/n gestalten“ oder dem Kirchenkurs in Hamburg deutlich. Diese beiden Entwicklungsrichtungen bereichern sich gegenseitig und sind weniger ein Gegensatz, als es auf den ersten Blick erscheint.

Ehrenamtskoordination ernst genommen setzt immer bei dem einzelnen Menschen an und beinhaltet Gestaltung von Kirche. So heißt es in der Rahmenordnung zum Ehrenamtlichen Engagement im Erzbistum Hamburg: „Ehrenamtliches Engagement ist Ausdruck [des] gemeinsamen Priestertums“ (Erzbistum Hamburg 2015b) und in den Vorschlägen zur konkreten Umsetzung von Engagementförderung sind Begleitung (z. B. durch Mitarbeitergespräche) und Absprachen über die eigenverantwortliche Gestaltung von Tätigkeiten genannt.

Koordination Ehrenamtlicher bedeutet, einen Rahmen zur Entwicklung des Ehrenamtlichen **und** der Organisation zu schaffen.

Dies wird etwa auch in den Konzepten zur Freiwilligenkoordination nicht-kirchennaher Einrichtungen deutliche: Für die Akademie für Ehrenamtlichkeit in Deutschland in Berlin (www.ehrenamt.de), die seit 1998 als Pionier Ausbildungsgänge zum Freiwilligenmanagement anbietet, ist „Freiwillige gewinnen, einführen, integrieren“ ein wichtiger Bestandteil des Basiskurses. Ein Tool hierzu sind Mitarbeitergespräche.

Die enge Verbindung zwischen Charismen und Freiwilligenmanagement, wird ebenfalls in einem Kurs des Erzbistums Köln in der Ausbildung zum Freiwilligenmanager benannt: „Personalentwicklung für das Ehrenamt: Jeder Mensch hat vielfältige Charismen. Besonders bei jungen Engagierten ist der Wunsch, sich im freiwilligen Engagement persönlich und fachlich weiterzuentwickeln, stark ausgeprägt. Wie erkennt man die – oft ungeahnten – Fähigkeiten eines/r Freiwilligen und wie kann man die Weiterentwicklung ermöglichen und begleiten? Wir werden uns bewährte Instrumente aus der Personalentwicklung anschauen und auf die Arbeit mit Ehrenamtlichen übersetzen“ (Erzbistum Köln 2015b).

Literatur / Internetquellen (abgerufen am 6.3.2015):

- Best practices 2015:
www.pastoralplan-bistum-muenster.de/aktuelles/aktuelles-2014/best-practices-2015-talente-entdecken-und-foerdern-09-12-2014/.
- Bogner, Magdalena, Charismen leben – Kirche sein, in: *euangel* 2/2013
(<http://www.euangel.de/ausgabe-2-2013/lokale-kirchenentwicklung/charismen-leben-kirche-sein/>).
- Buckingham, Marcus / Clifton, Donald O., Entdecken Sie Ihre Stärken jetzt! Das Gallup-Prinzip für individuelle Entwicklung und erfolgreiche Führung, Frankfurt / M. 2011.
- Erzbistum Köln 2015:
<http://www.erzbistum-koeln.de/export/sites/erzbistum/erzbistum/bistumsver/Ausschreibung.pdf>.
- Erzbistums Köln 2015b: Aufbaukurs Strategisches Freiwilligen-Management,
https://www.erzbistum-koeln.de/news/Neues_Ehrenamt_entdecken_ /.
- Erzbistum Hamburg 2015a:
<http://www.erzbistum-hamburg.de/ebhh/newsletter/PDS/pdf/FleyerKirchen>
- Erzbistum Hamburg 2015b:
<http://www.erzbistum-hamburg.de/ebhh/Ehrenamt/Ehrenamtsfoerderung/p>
- Franziskus 2014: Papst Franziskus (Generalaudienz am 1.10.2014),
https://w2.vatican.va/content/francesco/de/audiences-francesco_20141001_udienza-generale.html.
- Hybels, Bill / Bugbee, Bruce, D.I.E.N.S.T. Entdecke dein Potenzial, Aslar 2011.
- Obenauer, Andreas / Obenauer, Silke, Ich bin dabei: Gaben entdecken. Akzente setzen. Welt gestalten, Aslar 2011.
- Moosburger, Stefan, Charisma und Kirchenentwicklung oder Wie geht eine Charisma-first-Strategie konkret?, in: *Lebendige Seelsorge* 65 (2014), 403-408.
- Pastoralplan des Bistums Münster 2015: http://www.pastoralplan-bistum-muenster.de/fileadmin/user_upload/pastoralplan/dow
- Reich beschenkt 2015:
<http://www.ife-hamburg.de/2-webseite/44-reich-beschenkt-die-eigenen-staerken-entdecken>.
- Thissen, Werner, Eckpunkte für das Verständnis und die Entwicklung „Pastoraler Räume“ im Erzbistum Hamburg, Hamburg 2010. Abrufbar unter: http://www.erzbistum-hamburg.de/ebhh/Erzbistum/Pastorale_Raume/pdf/
- The Living your Strength Journey 2015:
<http://shop.gallup.com/index.php/faith/living-your-strengths-full-kit-catholic.html>.
- Catherine of Siena Institute 2015:
http://www.siena.org/index.php?page=shop.browse&category_id=11&option=com_vir
- Weddell, Sherry, The Catholic Spiritual Gifts Inventory, Colorado Springs 1998

Vom Ausgangspunkt der Charismenorientierung herkommend, schließt sich der Vorschlag von Stefan Moosburger zu Zielvereinbarungen als Instrument der Charismenorientierung in einer „Charism first Strategie“ nahtlos an (Moosburger 2014, 407).

Zusätzlich haben sich kirchliche Kurse zur Ehrenamtskoordination weiterentwickelt und das Thema Charismenorientierung ausgebaut. Wenn Engagierte, die ihr Charisma entdeckt haben und dieses in einer Gemeinde einsetzen wollen, keine passenden Rahmenbedingungen und Aufgaben finden, werden sie sich andere passende Engagement-Orte suchen.

Zusammenfassend wird deutlich, dass Charismenorientierung und Freiwilligenkoordination kein Gegensatz sind, sondern sich gegenseitig weiterbringen. In dem Zusammenspiel von Charismenorientierung – Charismenkursen – Ehrenamtskoordination liegt eine große Chance der Kirchen, in dem Feld der Engagementförderung an Attraktivität zu gewinnen.

„Die schönste Erfahrung ist es jedoch zu entdecken, mit wie vielen verschiedenen Charismen und mit wie vielen seiner Geistesgaben der Vater seine Kirche erfüllt!“ (Franziskus 2014).

Springer 1999.

Wedell, Sherry / Sweeney, Michael, The Called and Gifted Workshop, Understand you Gifts, Discover Your Call, Vorträge auf CD, Colorado Spring 2008.

Winseman, Albert / Clifton, Donald / Liesveld, Curt, Living Your Strengths. Discover Your God-Given Talents and Inspire Your Community, New York 2004.

ZAP / Erzbistum Paderborn 2015:
<http://www.zap-bochum.de/ZAP/forschen/partizipation/die-taufberufung-als-referenzgroesse-zukunftsweisender-bistumsentwicklung.php>.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Zur Frage der Leitung. Freikirchliche Anmerkungen

Ein freikirchlicher Blick auf Charisma und Amt, wie sie in der katholischen Kirche wahrgenommen werden, mag zunächst fremdartig erscheinen. Sicher ist aus katholischer Perspektive so manche kritische oder korrigierende Rückmeldung notwendig. Wir dokumentieren hier dennoch den Beitrag von Bruce Clewett, der eine charismatisch orientierte Richtung vertritt, die mit Kerygma als neuer geistlicher Gemeinschaft u.a. in der Erzdiözese Wien verortet ist.

Da einige Bemerkungen zu mir persönlich zum Verständnis der folgenden Anmerkungen hilfreich sein können, seien diese vorangestellt: Ich wurde in der *United Presbyterian Church*, einem Zweig der in Schottland gegründeten *Reformierten Kirche*, getauft und bin dort aufgewachsen. In den letzten 44 Jahren habe ich für das interkonfessionelle Missionswerk *Youth With A Mission* (YWAM – *Jugend mit einer Mission*), das mit 18.000 Mitarbeitern in über 100 Ländern aktiv ist, gearbeitet. Die von mir geleitete YWAM-Abteilung trägt den Namen *Kerygma*. Diese Arbeit im YWAM, in dem mehrheitlich Protestanten und Freikirchler aktiv sind, hat etwas Ungewöhnliches an sich: Kerygma legt seinen Fokus auf die katholische Welt. Daraus resultiert, dass die meisten Kerygma-Mitarbeiter katholisch sind und die meisten Anstrengungen dahin gehen, katholische Pfarreien, Erneuerungsbewegungen, Gemeinschaften und Jugendgruppen durch ein Training zu unterstützen und junge Katholiken für einen aktiven Dienst für den Herrn zu mobilisieren – und dies speziell im Feld der Neuen Evangelisierung.

Meine freikirchliche Herkunft und Umgebung und meine (überwiegende) Arbeit in der katholischen Welt gestatten mir nun eine interessante Perspektive auf die Unterschiede zwischen einem „freikirchlichen“ und einem „katholischen Ansatz“ zu verschiedenen Fragen, wie z. B. der nach der *Leitung durch Laien*. Hier sind zahlreiche Stärken des katholischen Ansatzes gegenüber dem freikirchlichen Ansatz auszumachen, z. B. ein klares Verständnis der Verantwortlichkeit gegenüber anderen Leitungspersonen, eine stärkere Betonung der Demut im Leben der Leiter, ein ganzheitlicherer Ansatz im Blick auf das Leben insgesamt und auch der Rhythmus des dreijährigen Lesejahres, der die Priester davor bewahrt, ihr besonderes biblisches „Steckenpferd“ zu pflegen. Ich persönlich habe sehr von den Erfahrungen meiner Einbindung in die Katholische Kirche profitiert. Wie dem auch sei – für diesen Artikel bin ich gebeten worden, die hinter meiner Arbeit stehende Philosophie und konkrete Methoden zu beschreiben, die in einigen Freikirchen angewandt werden und die sich als hilfreich in unserem Leitungstraining für Katholiken erwiesen haben.

Zu erwähnen ist noch, dass ich in der Erzdiözese Wien ansässig bin, die von einer meiner Meinung nach beispielhaften christlichen Leitungsperson geführt wird: Christoph Kard. Schönborn. Er war für mich persönlich eine wahre Unterstützung und eine Quelle der Inspiration. Ein Großteil der Methodologie, die in diesem Artikel erwähnt wird, wurde in unserer Diözese, aber auch in anderen Teilen Europas angewandt, wenn auch auf „inoffizieller“ Basis.

Leitungsparadigmen

Über die Jahre habe ich eine merkliche Differenz zwischen der freikirchlichen und katholischen Perspektive zum Thema „geistliche Leitung“ festgestellt. Dies hat natürlich die Methoden stark beeinflusst, die verwendet werden, um Leitungscharismen unter Laien zu entwickeln. Zur Erklärung:

Die Bewegung der Freikirchen begann ohne die „Genehmigung“ einer „offiziellen“ Kirche (Freikirchler nutzen die Bezeichnung „Kirche“ normalerweise, um die „Großkirchen“ zu bezeichnen). Eine Konsequenz dieser Genese war die Entwicklung eines eigenen „Ehrenamtskonzepts“ (concept of „volunteerism“). So ist es normal, dass ein/e freikirchliche/r Christ/in dann, wenn sie/er eine Notwendigkeit oder Möglichkeit zu einem Dienst erkannte, es oftmals selbst übernahm, dieser speziellen Notwendigkeit zu begegnen, auch wenn sie/er von niemandem „offiziell“ dazu „beauftragt“ und dieser Dienst nicht „genehmigt“ wurde. Bisweilen bedeutete dies eine neue Organisation zu gründen, zu predigen oder sogar eine neue Gemeinde aufzubauen. Einige dieser neuen Kirchen „wehten“ ihre Leiter später natürlich. Aber der Prozess dorthin war viel einfacher und weniger formal als in den älteren Kirchen. So war und ist Ehrenamtsarbeit – inklusive einer ehrenamtlichen Leitungsaufgabe – in den Freikirchen ein hohes Ideal. Viele dieser frühen Ehrenamtlichen, wie z. B. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (und die frühen Herrnhuter Missionare), Jonathan Edwards, General William Booth (Gründer der Heilsarmee) etc., werden heute von Freikirchlern als „Helden des Glaubens“ angesehen. Es überrascht nicht, dass es im Lauf der Jahrhunderte für „nicht geweihte“ Personen „normal“ wurde, geistliche Verantwortung zu übernehmen: Die meisten Mitglieder der Freikirchen kämpften nicht mit Schuldgefühlen,



Bruce Clewett (geb. in Kalifornien, USA) ist der Leiter des interkonfessionellen Missionswerks „Jugend mit einer Mission“ (JMAM) in Österreich und einer der Gründer von „Kerygma“, einer Abteilung von JMAM, die sich besonders im Feld der Ausbildung junger Katholiken für einen missionarischen Dienst engagiert.

wenn sie eine Leitungsaufgabe übernehmen ohne „offiziell“ dazu beauftragt worden zu sein. Andererseits erscheint es mir auch nach *Apostolicam actuositatem*, dem Dekret über das Apostolat der Laien des II. Vatikanischen Konzils, dass *Leitung* in der Katholischen Kirche von vielen Katholiken als etwas wahrgenommen wird, das dem Einzelnen durch die Kirche offiziell *verliehen* wird. In dieser Wahrnehmung ist der Priester die einzige *bona fide* Leitungsfigur in einer Pfarrei. Somit ist ein Leiter, der nicht zumindest ein Minimum an theologischer Ausbildung und irgendeine Form der Beauftragung durch die Kirche vorweisen kann, keine „richtige“ Leitungsfigur. Natürlich ist dies eine starke Generalisierung, aber ich vermute doch, dass Überbleibsel dieses Denkens auch heute noch die Überlegungen mancher Katholiken beeinflussen. Selbst in der *Charismatischen Erneuerung*, zu der ich selbst gehöre, bevorzugen viele Gebetsgruppen – wenn sie denn die Wahl haben – die Leitung durch einen Priester statt durch einen Laien. Es ist sehr verbreitet, dass Laien, die eine wie auch immer geartete geistliche Verantwortung in der Kirche übernehmen, unter dem Stigma der „Illegitimität“ leiden. Dies erscheint mir als ein Haupthindernis, in der Katholischen Kirche eine Leitung durch Laien aufzubauen und zu etablieren.

Ein damit verbundenes Problem hat mit der Rolle des Laien-Leiters zu tun. In Freikirchen umfasst *geistliche Leitung* normalerweise die Verantwortung für eine Gruppe und auch die Autorität und Kompetenz, wichtige Entscheidungen treffen zu können. Wenn nun aber der Pfarrer die einzige „authentische“ Leitungsfigur in den Augen eines katholischen Pfarreimitglieds ist, dann würde die Aufgabe der Laien als Leiter v. a. darin bestehen, die Wünsche des „richtigen“ Leiters wahrzunehmen und das Möglichste zu tun, um diese umzusetzen. Dabei wären die wirklich wichtigen Entscheidungen immer anderen überlassen. Für Experten aus der Wirtschaft, die sich in der Leitungsfrage auskennen, ist klar, dass *Verantwortung ohne Entscheidungskompetenz* zur *Frustration* führt.

Was kann also getan werden, um dieses Problem zu erleichtern? Natürlich gibt es keine einfache Lösung. Wir jedenfalls haben es im Laufe der Jahre als sehr hilfreich empfunden, große Treffen gleichgesinnter katholischer (vorwiegend Laien-)Führungspersonen zu schaffen. Unsere Zielgruppe ist nicht primär die der Personen, die Gebetsgruppen anleiten, als vielmehr die der jungen Führungspersonen, die Gemeinschaften, Bewegungen und Jugendgruppen leiten, mit anderen Worten also diejenigen, die konkrete Leitungsverantwortung für andere Menschen haben und nicht nur für den Ablauf wöchentlicher Events verantwortlich sind. Veranstaltungen mit 300-400 Teilnehmern mit ähnlichen Positionen und ähnlichen Erfahrungen helfen dabei, ein Gefühl der *Legitimität* zu etablieren. Bei diesen Versammlungen versuchen wir eine Umgebung zu schaffen, in der die jungen Leitungspersonen offen über ihre Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen reden können – über Auseinandersetzungen bezüglich ihrer Verantwortung, über Auseinandersetzungen mit ihren Familien und auch über Auseinandersetzungen in der Kirche. Dies hilft den Teilnehmern zu erkennen, dass sie mit ihren Erfahrungen nicht alleine sind, dass es viele andere wie sie gibt. Dies hilft ihnen zu erkennen, dass sie letztlich vielleicht doch „wahre“ Leiter sind. Einige der ihnen begegnenden Schwierigkeiten sind eventuell recht normal Dinge, die alle „echten“ Leitungspersonen durchmachen müssen.

Bei der Mehrzahl dieser Versammlungen spricht der jeweilige Ortsbischof ein Grußwort und feiert zusammen mit den Teilnehmern die Messe. Nichtsdestoweniger kommen die meisten Impulse aber nicht vom Klerus, sondern von anderen Laien in Leitungspositionen, die wertvolle Lektionen, die sie in ihrem jeweiligen Feld mit dem Thema Leitung gesammelt haben, teilen. Dabei werden theologische Themen zwar behandelt, sie sind aber nicht die Hauptstoßrichtung dieser Vorträge. Die Impulse sind vor allem als Inspiration gedacht und sehr praktisch angelegt. Diese Konferenzen sind fast ausschließlich für Katholiken konzipiert und werden von Teams vorbereitet, die natürlich auch katholische Theologen umfassen, u. a. den Verantwortlichen für die Ausbildung der ständigen Diakone der Erzdiözese Wien. Abschließend ist zu bemerken, dass viele dieser Leitungspersonen auch nach dem Ende der Veranstaltung miteinander in Kontakt bleiben und bisweilen sogar später zusammenarbeiten.

Jeder Christ ist berufen zu einem geistlichen Dienst

Mitglieder der Freikirchen werden generell dazu ermutigt, sich auf irgendeine Art und Weise zu beteiligen, einen Dienst zu übernehmen – dies schließt die Leitung ein. Gewöhnlich wird dies mit dem biblischen Bild des Leibes Christi, dessen Teil wir sind, begründet. Daher sollten wir, ob wir nun „Hand“ oder „Fuß“ dieses Leibes sind, aktiv zur Gesundheit und zum Wachsen des Leibes beitragen. Wir ALLE sollten auf irgendeine Weise aktiv beteiligt sein, aktiv dienen. Aus der Perspektive der meisten Freikirchen ist es so nicht nur ein nobler Akt, als Christ eine zunehmende geistliche Verantwortung zu übernehmen; es ist eine „heilige Pflicht“.

Katholiken tendieren meiner Erfahrung nach in dieser Frage dazu, ein wenig zögerlicher zu sein. Vielleicht ist der Wunsch, vermeiden zu wollen, in die Falle des „Stolzes“ zu tappen, ein Grund dafür. Denn es ist natürlich möglich, dass manche es aus selbstsüchtigen oder hochmütigen Gründen nicht erwarten können zu leiten. Nichts desto weniger ermahnt Paulus die Kirche von Korinth: „Strebt nach den Geistesgaben!“ (1 Kor 14,1) – und ich bin überzeugt: das beinhaltet die Gabe der Leitung. Im Buch Exodus ist zu lesen, dass Moses streng vom Herrn getadelt wurde, weil er versuchte, sich vor der Verantwortung der Leiterschaft zu drücken (Ex 4,14).

Es wäre an dieser Stelle hilfreich, den wahren Nutzen der geistlichen Gaben (inkl. der Gabe der Leitung) zu untersuchen. Wenn ich für jemanden um Heilung bete und er / sie wird geheilt, sagen manche vielleicht, ich hätte die „Gabe des Heilens“. De facto hat aber derjenige, der geheilt wurde, die größere Gabe erhalten. Wenn jemand, der die Gabe der „prophetischen Rede“ besitzt, zu jemandem ein prophetisches Wort sagt – wer bekommt das wahre Geschenk? Die Antwort scheint offenkundig: Der Empfänger des göttlichen Wortes. Weiter oben zitierte ich eine Stelle aus der Schrift, in der Mose von Gott das übernatürliche Geschenk der Leiterschaft gewährt wurde. Dies hat Gott getan, um Israel zu retten. Er gab Moses diese Gabe nicht allein ihm zuliebe. Wenn Charismen vorrangig als ein „Kanal“ angesehen werden, durch den Gott anderen seinen Segen vermitteln will, dann wird dies helfen zu begreifen, wie falsch es wäre, die Charismen nicht zu ersehnen, selbst wenn dies (zunächst) aus eigennütziger Motivation geschehen sollte. Diese Überlegungen könnten helfen, Menschen zu motivieren, ihre gottgegebenen Charismen weiter zu erkunden und einzüben.

Wenn mir nun ein junger Mensch sagt: „Ich will eine Leitungsperson sein“, so ist meine Antwort gewöhnlich: „Großartig! Das ist wirklich fabelhaft. Jetzt lass mich dir helfen, einige der notwendigen Lektionen zu lernen, um eine Leitungsperson zu werden.“ Dies funktioniert, ohne dass erwähnt werden muss, dass diese Lektionen Aspekte wie Demut, Selbstdisziplin, soziale Kompetenz, Liebe zu Gott etc. einschließen.

Training und Ausbildung

Im Laufe der Jahre haben Freikirchen ein großes Arsenal an theoretischen und praktischen Trainingskomponenten für angehende Leitungspersonen entwickelt: Bibelschulen, bei denen es sich freikirchlich nicht nur um Einführungen (und Vertiefungen) in die Schrift handelt, sondern sie den zentralen Ausbildungsort zukünftiger Pastoren darstellen, Schulen für ein Jüngerschafts-Training und sogenannte „Ministry-Training-Schools“, die bestimmte Dienstfelder abdecken, wie z. B. Gottesdienstleitung, Evangelisierung etc. Freikirchlern, die sich engagieren möchten, stehen vielfältigste Möglichkeiten zur Verfügung. Da das Konzept von Laien in Leitungspositionen in der Katholischen Kirche relativ neu ist, gibt es verständlicherweise weniger Optionen für Laien, die eine Weiterbildung zum Thema Leitung absolvieren möchten. Ein deutliches Beispiel ist das Fehlen einer Ausbildung für Leiter in den geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen. Ich arbeite mit vielen Männern und Frauen, die helfen, die neuen Gemeinschaften zu betreuen. Manche dieser Gemeinschaften bestehen aus 400 Erwachsenen. Wie viele Kurse gibt es nun, in denen praktisch gelernt werden kann, was Leitung bedeutet? Ich kenne nur sehr wenige. Natürlich gibt es einige Angebote für katholische Laien in Leitungspositionen, wie z. B. die verbreiteten Jugendleiterschulungen. Diese beziehen sich aber v. a. auf theologische Fragen, so etwa bei vielen Bibelgrundkursen. Aber mir erscheint es, dass es relativ wenige katholische Programme und Einrichtungen gibt, in denen Laien eine praktische Ausbildung zum Leiten absolvieren können. Daher verwundert es mich nicht, dass ich so vielen katholischen Laien in Leitungspositionen begegne, die sich im Blick auf ihre Leitungsverantwortung überfordert und schlecht ausgerüstet fühlen.

Die naheliegende Lösung ist es, mehr Ausbildungsmöglichkeiten für katholische Laien in Leitungspositionen zu schaffen. Ich habe auch einige junge katholische Leitungspersonen ermutigt, an bestimmten Ausbildungsprogrammen der Freikirchen, die wir vorher überprüft hatten, teilzunehmen. Damit sollte auch versucht werden, Methoden und Inhalte zu identifizieren, die in den katholischen Kontext übersetzt werden könnten.

Ausbildungsprogramme sind jedoch nicht die einzige Möglichkeit, die Freikirchen als Qualifikation für Leiter anbieten. Auch ein Training „on-the-job“, Ausbildung beim Arbeiten selbst, hat sich als ein effektives Mittel herausgestellt, um neue Leitungspersonen hervorzubringen. Viele Freikirchen beziehen sich bei diesem Ansatz auf ein Modell, das u. a. in Lukas 10,1–24 beschrieben wird. Hier wird davon berichtet, wie Jesus 72 Jünger für eine kurze Zeit aussendet und ihnen klare Anweisungen gibt, was zu tun ist. Als sie zurückkehren, berichten sie Jesus von ihren Erfahrungen. Daraufhin gibt er ihnen ein Feedback und spendet Ermutigung (bevor er sie eventuell wieder aussendet).

Kurzzeitige Aufgaben wie diese haben sich nun als idealer Ansatz herausgestellt, in denen junge Leitungspersonen mit zunächst kleineren Verpflichtungen ausprobieren können, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen. Es ist für potentielle Leiter insgesamt leichter sich zu engagieren, wenn die Zeit des Engagements überschaubar und die erwarteten Ergebnisse klar sind. Damit dies funktionieren kann, muss Folgendes beachtet werden. Es braucht:

1. eine klare „Tätigkeitsbeschreibung“ sowie Klarheit bezüglich dessen, wie ein erfolgreiches Ergebnis aussehen sollte. Für außerkirchliche Experten auf dem Feld der Leitung ist deutlich, dass unklare Erwartungen einen „Motivations-Killer“ darstellen.
2. eine Beziehung zwischen dem ausbildenden und dem auszubildenden Leiter (Trainee), die von einem ständigen Austausch geprägt sein sollte (Bericht und Feedback). Der ausbildende Leiter sollte sich über den Fortschritt des Trainees während des Projekts auf dem Laufenden halten, ohne ihm das Gefühl zu vermitteln, er würde ihm „ständig über die Schulter blicken“.
3. einen Raum für Fehler, den der ausbildende Leiter dem Trainee einräumen muss. Auch in der lukanischen Darstellung waren manche Prioritäten der 72 Jünger nach Jesu Maßstab nicht korrekt und so erfuhren sie eine sanfte Korrektur, nachdem sie von ihrem ersten „Außeneinsatz“ zurückkehrten (vgl. Lk 10,20).

Ich wiederhole: Die Trainees brauchen Ermutigung und Anleitungen während des Projekts. Der ausbildende Leiter sollte nicht warten, bis das Projekt beendet ist, bevor er ihnen kommuniziert, ob noch weitere Hilfe notwendig ist. Ein nichtkirchlicher Experte für Leitung hat es so ausgedrückt: „Wir müssen die Leute dabei ertappen, wenn sie gerade etwas richtig machen.“

Leitungsteams

In etlichen Freikirchen finden sich *Leitungsteams*. Für viele ist ein Leitungsteam dabei nicht primär eine Gruppe von Menschen, die den obersten Leiter unterstützt, sondern es ist das, was der Name beschreibt: *ein Team von Leitern, von Führungspersonen*. Natürlich gibt es normalerweise einen Sprecher des Teams. Wenn das Leitungsteam für die Betreuung und Aufsicht einer Gemeinde verantwortlich ist, ist der Sprecher gewöhnlich der leitende Pastor der Gemeinde. Aber auch die anderen Teammitglieder nutzen ihre besonderen Leitungsbegabungen, um die Gemeinde zu leiten. Je größer die Gemeinde, desto größer ist die Notwendigkeit einer großen Bandbreite von Leitungsbegabungen. Manche Leitungspersonen haben seelsorgliche Fähigkeiten und sind gut darin zu bestimmen, in welchem geistlichen Zustand sich die Gemeinde aktuell befindet. Andere haben Fähigkeiten fürs Management und in der Planung. Andere sind visionär und daher fähig, eine Gruppe in unbekanntem Gewässern zu leiten. Manche sind geschickt im Bereich der Kommunikation und Motivation. Andere Leitungspersonen wiederum sind sehr detailversessen und sichern so eine gesunde finanzielle Basis. Diese Begabungen werden selten – falls überhaupt – in einer einzigen Person zu finden sein.

Nun ist das Wesen einer katholischen Pfarrei sehr von der einer Freikirche unterschieden und daher wird auch das Leitungsteam einer katholischen Pfarrei anders aussehen als das ihrer freikirchlichen Brüder. Nichtsdestoweniger kann das beschriebene Paradigma der Leitungsteams sehr hilfreich sein.

Vervielfältigung der Leitungspersonen

Ein letztes Feld, das zu erwähnen ist, ist ein Ideal, welches sich in vielen Freikirchen findet: Das Vervielfachen der Leitung. Erneut steht die Darstellung von Jesus und seinen Jüngern in den Evangelien für diesen Ansatz Pate: Der irdische Dienst Jesu dauerte etwa drei Jahre. Ein Grund dafür war sein Plan, die Welt nicht allein, sondern auch durch andere zu erreichen. So nutzte er sein Leben und seinen Dienst auch als Beispiel für eine Handvoll zukünftiger Leitungspersonen, er bildete sie aus und sandte sie dann aus, damit sie ein Beispiel für andere seien, die sie ausbildeten und wiederum aussandten usw. usf. Der Apostel Paulus wiederholte dieses Prinzip:

Ihr wisst selbst, wie wir bei euch aufgetreten sind, um euch zu gewinnen. Und ihr seid unserem *Beispiel* gefolgt und dem des Herrn; ihr habt das Wort trotz großer Bedrängnis mit der Freude aufgenommen, die der Heilige Geist gibt. So wurdet ihr ein *Vorbild* für alle Gläubigen in Mazedonien und in Achaia. Von euch aus ist das Wort des Herrn aber nicht nur nach Mazedonien und Achaia gedrungen, sondern überall ist euer Glaube an Gott bekannt geworden. (1 Thess 1,5b–8a)

Daher sollten auch junge und unerfahrene Leitungspersonen ermutigt werden, von Beginn ihres Dienstes an ein Auge für neue, zukünftige Leiter offenzuhalten. Manchmal bringt ein solch hastiger Zugang zwar eine ungenügende Prüfung der leitenden Personen mit sich, aber aufs Ganze gesehen, erweist sich dieser Weg als probat und effektiv.

Aus freikirchlicher Perspektive erscheint es mir, dass katholische Priester diese Methoden nur bedingt anwenden können, da sie nicht diejenigen sind, die ihre Nachfolger auswählen, sie könnten aber in bestimmten Feldern Verantwortungen anders gestalten. Aus freikirchlicher Sicht stellt es sich außerdem so dar, dass die mögliche Vorbildwirkung eines Priesters in Bezug auf Leitung dadurch eingeschränkt ist, dass er den Laien – außer denen mit einer Berufung zum Priesteramt - nicht sagen kann: „Auch du kannst eine solche Leitungsperson sein, wie ich es bin.“ Durch die Priesterweihe gibt es einen Unterschied zu den Laien. Das II. Vatikanische Konzil sagt in *Lumen Gentium* 10: „Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich [...] dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach.“ Daraus ergibt sich in der katholischen Theologie eine Unterscheidung zwischen Laien und Priestern, die so in Freikirchen nicht zu finden ist. Damit soll keine Bewertung verbunden sein, ich möchte nur eine für mich wichtige Differenz deutlich machen. Auch wird die vom Konzil betonte *gemeinsame Berufung aller zur Heiligkeit* mancherorts durch ein vorkonziliares Amtsverständnis konterkariert. Daher ist es meiner Meinung nach für katholische Laien von entscheidender Bedeutung, sich selbst als „Vervielfältiger“ der Leitung zu betrachten.

Dieser Artikel wurde unter dem Titel „Leadership development from a free-church perspective“ verfasst und für euangel ins Deutsche übertragen (Übersetzung M.-L. Hermann).

Motivation, Beauftragung und Leitung als Themen der Partizipationsförderung – ein Werkstattbericht aus dem ZAP

Die Schlagworte Motivation, Beauftragung, Begabung und Leitung finden am ZAP (Zentrum für angewandte Pastoralforschung) in der Forschungslinie Partizipation Berücksichtigung. In drei Kooperationsprojekten mit den Bistümern Aachen, Rottenburg-Stuttgart und Speyer wird der Frage nach aktiver Partizipation durch haupt- und ehrenamtlich in der Kirche Engagierte und ihrer Bedeutung für eine zukunftsfähige Kirchenentwicklung nachgegangen.

Das ‚Zentrum für angewandte Pastoralforschung‘ ist eine Neugründung, die am Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Ruhr-Universität Bochum angesiedelt ist. Es existiert seit Oktober 2012 und wird von seinem Gründer Prof. Dr. Matthias Sellmann geleitet. In seiner anwendungsorientierten Organisationsform, Arbeitsweise und Größe handelt es sich um eine erstmalige und in der deutschsprachigen praktischen Theologie auch einmalige Organisation.

So wie man Zentren für angewandte Politik- oder Nanotechnologieforschung kennen mag, so bildet das ZAP eine Vermittlungsstelle zwischen den Entscheidungsfeldern der Pastoral und der Grundlagenreflexion der Theologie. Das bedeutet: Das ZAP ist weder die Verlängerung von diözesanen Pastoraldezernaten noch eine Unternehmensberatung noch eine bischöfliche Arbeitsstelle noch eine Akademie noch eine Institution der kirchlichen Organisationsentwicklung. Das ZAP bildet vielmehr eine Schnittstelle zwischen praktischer Theologie und den Entscheidungssituationen der Pastoralplanung in den Diözesen. Diese Schnittstelle fehlt vielerorts, da nur selten ein systematischer und problemgenauer Wissensaustausch zwischen universitärer Forschung und pastoraler Praxis stattfindet.

Das Ziel der Arbeit am ZAP ist dabei die universitäre Erforschung und Unterstützung unterschiedlicher Weisen einer glaubwürdigen Präsenz des Christlichen in unserer Gesellschaft und ihrer kirchlichen Organisationsform. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am ZAP interessiert sowohl in ihren wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten als auch in der Bearbeitung der verschiedenen Kooperationsprojekte, wie dies heute Ausdruck finden kann.

ZAP: Zuhören – Austauschen – Produzieren

Das methodische Vorgehen am ZAP orientiert sich in Anlehnung an die bekannte Trias Sehen-Urteilen-Handeln an dem Dreischritt Zuhören – Austauschen – Produzieren (Sellmann 2012):

1. Die verschiedenen Kooperationen beginnen mit dem *z* wie „*zuhören*“: Welches Wissen wirkt schon jetzt? Welche Lösungsenergie fließt bereits? Und was klappt wo warum? Hier kommen Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung zum Einsatz. Die Praxis wird als Lernort der Theologie verstanden.
2. Diese Informationen aus dem Praxisfeld werden zweitens mit dem Depot theologischer, pädagogischer und sozialwissenschaftlicher Diskurse verbunden: *a* wie „*austauschen*“. Das Thema der Grundlagenforschung wird also aus dem Praxisfeld gewonnen.
3. Aus dem elliptischen Kraftfeld dieser beiden Pole werden drittens Instrumente des Wissenstransfers gewonnen. Diese Produkte (*p* wie „*produzieren*“) sind die konkreten Handlungsvorschläge aus der Arbeit des ZAPs. Optimalerweise bereichern diese nicht nur die Pastoral vor Ort, sondern stimulieren auch eine gesellschaftlich und pastoral relevantere Theologie.



Christine Zimmerhof ist seit April 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP).



Theresa Reinke ist seit September 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP).



Elisa Kröger ist seit Mai 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP).



Der Begriff „Konfigurator“ stammt aus der Innovationstheorie und der Kreativitätstechnik. Lernpsychologisch weiß man, dass sich bei Praxisherausforderungen vor allem dann Lösungsenergien freisetzen, wenn das gegebene Problem grob vorgegliedert und somit der Möglichkeitsraum zu erwartender Lösungen eingegrenzt wurde. Gute Konfiguratoren halten dabei die Balance einer mittleren Abstraktion: Sie strukturieren einerseits hilfreich vor, formatieren aber andererseits nicht schon zu detailliert. Konfiguratoren sind demnach ein unersetzlicher Bestandteil von „open-innovation“-Verfahren.

Der Konfigurator impliziert folgende Thesen:

1. Gegenwärtige Kirchenentwicklung kann keiner der pointierten Herausforderungen ausweichen. Das bedeutet: Wer hier nicht aktiv entscheidet, über den wird entschieden. In jeder der pointierten Linien herrscht gegenwärtig ein Handlungsdruck, der in seiner Faktizität normative Kraft bekommen hat.
2. Der Konfigurator ist auf weitere Linien hin offen. Die Themen, die zurzeit am ZAP angesiedelt sind, fokussieren jedoch diese sieben Bereiche kirchlicher Umbrüche.
3. Die in den sieben Linien pointierten Herausforderungen gelten für nahezu alle kirchlichen Akteure: Sei es eine Diözese, ein Orden, eine große Pfarrei, ein Verband oder ein Krankenhauskonzern. Überall ist der Handlungsdruck groß.

Nun sollen drei Kooperationsprojekte aus der Forschungslinie Partizipation beschrieben werden, die der Frage nach aktiver Partizipation durch haupt- und ehrenamtlich in der Kirche Engagierte und ihrer Bedeutung für eine zukunftsfähige Kirchenentwicklung nachgehen.

Kirchliches Ehrenamtsmanagement – Die Dimension der Motivation. Ein Kooperationsprojekt mit dem Bistum Speyer

Christine Zimmerhof

„Motivation“ heißt die kostbare Ware, auf die es auch im Rahmen von Kirchenentwicklung immer stärker ankommt. Denn kreative Verantwortungsübernahme im lokalen Bereich ist nicht nur ein Erfordernis aus Gründen des sogenannten Priestermangels, sondern vor allem des allgemeinen Bedürfnisses nach bürgerlicher Mitgestaltung im öffentlich-kulturellen Bereich. Freiwillig Engagierte müssen und wollen auch in der Kirche nicht nur als Konsumenten, sondern als Gestalterinnen und Gestalter kirchlicher Leistungen und gemeindlichen Lebens adressiert werden. Daher ist aufmerksam darauf zu achten, welche Motivation bei den Engagierten bzw. Engagements-Willigen vorliegt, was in diesem Zusammenhang lokale Kirchenentwicklung fördert und welche Anreize und Bedingungen zur Intensivierung von Gestaltungsprozessen gesetzt werden können.

In einem Kooperationsprojekt zwischen dem ZAP und dem Bistum Speyer werden mit den Mitteln qualitativer Sozialforschung die verschiedenen Motivationsbündel kirchlich Engagierter exemplarisch erhoben. Das Projekt ist auf die Dauer von drei Jahren terminiert. Zurzeit werden ehrenamtlich Engagierte aus ganz unterschiedlichen kirchlichen Bereichen mithilfe von leitfadengestützten Interviews zu ihrer Motivation, sich kirchlich zu engagieren, befragt. Das analytische Ziel ist die Bildung einer Motivationstypologie, die im Bistum Speyer im Bereich des „Ehrenamtsmanagements“ Anwendung finden wird.

Schon in dieser Phase der Feldforschung zeigt sich, dass es von den ehrenamtlichen Engagierten als sehr positiv wahrgenommen wird, dass sie exemplarisch nach ihrer Motivation gefragt werden. Das Hinhören wird als ein Zeichen der Wertschätzung erfahren.

Über die Frage nach der Motivation, nach dem inneren Antrieb sich kirchlich zu engagieren, werden implizit Erkenntnisse über die sehr unterschiedlichen Rahmenbedingungen kirchlichen Engagements erhoben. Häufig werden von den Interviewpartnerinnen und -partnern bereits konkrete Vorschläge in Bezug auf zukünftiges „Ehrenamtsmanagement“ entwickelt. Der Wunsch nach Partizipation und Gestaltungsmöglichkeiten wird in vielen der geführten Interviews deutlich. Die oftmals hoch engagierten Ehrenamtlichen möchten ihre Fähigkeiten aktiv einbringen und den Bereich, in dem sie sich engagieren, mitgestalten. Bereits in dieser frühen Phase des Projektes zeigt sich, dass Partizipation und Motivation eng miteinander verbunden zu sein scheinen. Dieser Beobachtung wird im weiteren Verlauf des Projektes in besonderer Weise nachgegangen.

Das ZAP wird im Anschluss an die Phase der sozialwissenschaftlichen Feldforschung gemeinsam mit den diözesanen Verantwortlichen an der Entwicklung eines Konzeptes zur Engagementförderung arbeiten. Die Faktoren Motivation, charismenorientierter Einsatz und milieusensible Pastoral werden bei der Entwicklung neuer Anreizstrukturen für die Aktivierung von Engagement besonders berücksichtigt. Die verstärkte Forderung nach Partizipationsmöglichkeiten wird ebenfalls aufgenommen werden. Am Ende der Projektphase werden die jeweiligen Schritte evaluiert und ggf. optimiert.

Neue Perspektiven einer Beauftragungspraxis von ehrenamtlich Engagierten in der Kirche. Ein Kooperationsprojekt mit der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Theresa Reinke

Ein feierlicher Gottesdienst, in dem neue Engagierte in ihren Dienst eingeführt werden. Eine Urkunde, welche die zu übernehmende Verantwortung beschreibt und vielleicht die Unterschrift des Bischofs trägt. Ein Gebet, das den Dienst der engagierten Gläubigen unter den Segen Gottes stellt. – Sind dies Instrumente, Mittel und Wege, die ehrenamtlich in der Kirche Engagierten in ihrer Motivation zu bestärken, das Engagement der Christinnen und Christen in ihren Gemeinden und darüber hinaus zu fördern sowie ihre Rolle als ehrenamtlich Engagierte abzusichern?

Diesen Fragen widmet sich ein weiteres Forschungsprojekt, das von der Diözese Rottenburg-Stuttgart angeregt wurde und in zweijähriger Kooperation durchgeführt wird. Ausgehend von dem Wunsch, die Anerkennung des ehrenamtlichen Engagements sowie die Legitimation ehrenamtlicher Rollen zu stärken, wird der Frage nachgegangen, inwieweit eine Beauftragung dazu beitragen kann und wie in dieser Thematik neue Perspektiven für die diözesane Praxis aussehen können (einen ausführlicheren Einblick in das Thema des Forschungsprojektes bietet: Reinke 2015).

Zunächst wurden dazu verschiedene Beispiele von Beauftragungen aus den deutschsprachigen Diözesen, kirchlichen Einrichtungen und Verbänden gesammelt und ausgewertet. Angereichert werden diese Beobachtungen durch einen Blick in weltkirchliche Formen der Beauftragung bzw. der Segnung von Engagierten. Ab Sommer 2015 sollen diese Beispiele dann auf einer Website anhand von Berichten, Urkunden, liturgischen Formularen, didaktischen Materialien und Fotos sowie weiterführenden Informationen vorgestellt werden.

Im Vordergrund einer Beauftragung steht zumeist das Anliegen, eine Zuständigkeit zu delegieren und eine neue Rolle zu legitimieren. Die weltkirchlichen Erfahrungen beispielsweise aus Poitiers oder Südafrika verweisen darüber hinaus auf einen besonderen Ansatzpunkt der Beauftragungen, der im deutschen Kontext bisher weniger beachtet worden ist. Die eigentliche Beauftragungsfeier ist eingebettet in einen Prozess, der ihr vorausgeht und auch über sie hinausweist: Das Fundament bildet der Auftrag der Kirche, im Sinne des Evangeliums zu den Menschen gesandt zu sein. Ausgehend von diesem Auftrag richtet die Gemeinde den Blick auf die Menschen, die vor Ort leben, und ihre Begabungen: Wer lebt hier mit uns an unserem Ort? Wer hat welche – bisher vielleicht noch nicht beachteten – Fähigkeiten, die für das Zusammenleben der Menschen fruchtbar werden können und so dem Evangelium dienen? Aufgrund dieser Reflexion kommt es dann zur Beauftragung und Segnung der engagierten Personen.

Ausgehend von diesen Beobachtungen zeigen sich verschiedene Perspektiven einer zukünftigen Beauftragungspraxis, die über die bisher üblichen, eher strukturellen Fragen, wer wozu durch wen beauftragt werden soll, und das Anliegen der Legitimation neuer Rollen hinausgehen. Für eine stärker partizipationsfördernde Beauftragungspraxis scheint den Gemeinden die entscheidende Rolle als Trägerinnen eines dialogischen Prozesses zuzukommen, der die Menschen mit ihren Begabungen mehr in den Blick nimmt. Um unabhängig von den Beauftragungen die Wertschätzung und Anerkennung ehrenamtlichen Engagements auszudrücken und zu fördern, werden im Kooperationsprojekt nun ebenso auch andere Rituale der Segnung und Einführung von neuen Engagierten oder weitere symbolische Formen einer Anerkennungs- und Dankkultur in den Blick genommen und entwickelt.

„Verantwortung teilen“. Freiwillig Engagierte in leitenden Funktionen. Ein Kooperationsprojekt mit dem Bistum Aachen

Elisa Kröger

In nahezu allen deutschen Diözesen ist derzeit nichts stärker zu hören als die Frage nach der Zukunft der Kirche. In diesem Zusammenhang ist auch immer wieder die Rede von einer größeren Mitverantwortung aller Christen. Wenngleich der Mangel an leitenden Priestern Anlass zur Frage nach einer stärkeren Partizipation durch freiwillig Engagierte gibt, ist

ungleich wichtiger zu betonen: Der Grund muss woanders liegen: In der Taufe. Sie verleiht jedem Einzelnen Würde und Charismen. In ihr gründet die gemeinsame Verantwortung und Befähigung aller Christinnen und Christen dafür, dass die Frohe Botschaft alle erreicht. Die Taufe ist es auch, die neue Formen von Kirchesein vor Ort begründet und deren Bewusstsein verhindert, dass freiwillig Engagierte zu Lückenbüßern und „verlängerten Armen“ von Hauptamtlichen werden. Weltkirchliche Vorbilder für solche Entdeckungs- und Gründungsprozesse aus dem Sakrament der Taufe heraus sind unter anderem die Basis-Equipen in Poitiers / Frankreich, die Kleinen Christlichen Gemeinschaften auf den Philippinen oder auch das „stewardship“-Konzept in den USA. Doch solche Prozesse partizipativer Kirchenentwicklung brauchen Orte der Bewusstseinsbildung, der Unterstützung und Schulung.

Einen solchen Ort eröffnet das dreijährige Kooperationsprojekt „Verantwortung teilen“ zwischen dem ZAP und dem Bistum Aachen. Ziel des Projekts ist es, ein Curriculum zur Ausbildung und Unterstützung freiwillig Engagierter zu erstellen, die in vielfältiger Weise Verantwortung wahrnehmen – etwa in den nach c. 517 § 2 CIC geleiteten Pfarreien, als Mitglied in den neu gewählten Synodalgremien auf Ebene des pastoralen Raums oder auch als LeiterInnen von Gemeindeneugründungen und anderen pastoralen Initiativen. Mit Instrumenten empirischer Sozialforschung werden zum Teil die verschiedenen Qualifizierungsbedarfe, die freiwillig Engagierte in Bezug auf ihre bisherige Verantwortungsübernahme und anlässlich der strukturellen Umbrüche feststellen können, erhoben. Seit 2014 wird das Curriculum in Gestalt konkreter Kursangebote erprobt (<http://www.verantwortungteilen.de>). Nach seiner Durchführung wird das Curriculum evaluiert und bezüglich seiner Effekte auf die pastorale Praxis hin optimiert (Stichwort Nachhaltigkeit). Im Rahmen des Projekts wurden bereits drei Ergebnisse erarbeitet, die im Folgenden thesenartig vorgestellt werden sollen: 1. Die Zukunft partizipativer Kirchenentwicklung wird entscheidend davon abhängen, ob es gelingt, geistlich gegründete Teams zu bilden. Damit freiwillig Engagierte nicht für eine Praxis qualifiziert werden, die im Zusammenspiel mit Hauptamtlichen (noch) gar nicht existiert (und umgekehrt), legt das Curriculum einen Schwerpunkt auf gemeinsames Team-Lernen von und zwischen freiwillig Engagierten und hauptamtlich in der Kirche Tätigen. 2. Partizipative Kirchenentwicklung erfordert einen neuen Leitungsstil. Das Curriculum legt seinen Schwerpunkt daher auf die Entwicklung eines Leitungsstils, der sich als Dienst im Sinne von „ErmöglicherInnen“ (facilitator), „BefähigerInnen“ (enabler) und „AnimateurInnen“ (l'animateur) versteht. 3. Die Zukunft partizipativer Kirchenentwicklung hängt davon ab, ob es gelingt, die in den Köpfen häufig wirkmächtigen binnenekklesiologischen Denk-Logiken zu durchbrechen und „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ (GS 1) so zu teilen als wäre es die eigene. Als wesentliche Leitlinie im Programm „Verantwortung teilen“ gilt daher, den Paradigmenwechsel von ermüdender Aufgabenerfüllung zu einer gabenorientierten Pastoral bereits durch den Vollzug in der Praxis einzuüben und die Entwicklung neuer pastoraler Initiativen, in denen die verschiedenen Lebensfragen und -stile der Menschen von heute Ausdruck finden, zu befördern. In diesen Zusammenhang wird etwa mit der Methode des Exposures gearbeitet (siehe Kursauschreibung: „Eine Kirche, die aus sich herausgeht“), welche Perspektivwechsel und kreatives Erfahrungslernen erzeugt und dadurch zu einem veränderten Handlungsstil in der pastoralen Praxis führt.

Das erste Kursprogramm zeigt eine hohe Teilnehmerresonanz und -zufriedenheit im Bistum Aachen. Im Anschluss an seine Evaluation wird ein zweites Curriculum für 2015 / 2016 erstellt. Bereits jetzt zeichnet sich dazu eine neue Bildungsintervention ab, die zur Unterstützung freiwillig Engagierter in leitenden Teams im Kontext partizipativer Kirchenentwicklung umgesetzt werden soll. Auch das zweite Kursprogramm wird evaluiert und mit den Ergebnissen der Evaluation des ersten Kursprogramms zusammengeführt. Am Ende soll ein Tool des Wissenstransfers stehen, das wirksame Bausteine zu Methoden, Techniken, Haltungen und Modellen zur Förderung partizipativer Kirchenentwicklung und Verantwortungsübernahme durch freiwillig Engagierte (und beruflich Tätige) in leitenden Teams bereitstellt.

Literatur

Reinke, Theresa, Beauftragung von ehrenamtlich Engagierten in der Kirche – Ein Beitrag zur Stärkung ihres Engagements?, in: Denner, Gabriele (Hg.), Hoffnungsträger, nicht Lückenbüßer. Ehrenamtliche in der Kirche, Ostfildern 2015 [im Erscheinen].

Sellmann, Matthias, Zuhören – Austauschen – Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung, Würzburg 2012.

Führen und Verändern in kirchlichen Organisationen. Warum kirchliche Einrichtungen ihren Change-Prozess professionalisieren müssen

Aus der Sicht einer kirchlichen Unternehmensberatung blickt Wilfried Günther auf die Herausforderungen, die sich seiner Meinung nach insbesondere für Führungskräfte in der Kirche stellen, und formuliert so 10 Thesen zur Optimierung des Veränderungsprozesses, in dem die Kirche steht.



Wilfried Günther ist Geschäftsführer der MDG Medien-Dienstleistung GmbH, einer Unternehmensberatung der Deutschen Bischofskonferenz mit Sitz in München.

1. Der Veränderungsdruck trifft Kirche mit voller Wucht.

In Personalfragen stehen viele Unternehmen inzwischen unter Druck. Die veränderten technischen, sozialen, politischen und demografischen Rahmenbedingungen setzen auch kirchlichen und sozialen Organisationen massiv zu. Sie spüren die Verknappung an Fachkräften nicht nur in den für sie typischen Arbeitsfeldern des 3. Sektors – Pflege, Betreuung, Förderung, Erziehung – schon heute deutlich. Neue Rechtslagen wie der Kita-Anspruch, die Dynamik der modernen Arbeitswelt und nicht zuletzt die Alterung der eigenen Beschäftigten fordern sehr bald mehr als reaktive Maßnahmen. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) prognostiziert schon in fünf Jahren „verstärkt Engpässe“ bei der Personalbeschaffung in technischen und Gesundheitsberufen. Im Blick auf den Mangel an Erzieherinnen erwägt es die „Reaktivierung“ der „stillen Reserve“ (hier: die teilzeit- oder gar nicht mehr beschäftigten Erzieherinnen). Das Problem jedoch reicht tiefer: Wenn es kirchlichen Organisationen nicht gelingt, ihre zu besetzenden Positionen als attraktiv am Arbeitsmarkt zu präsentieren, werden sie im Wettbewerbsdruck das Nachsehen haben. Eine angemessene Vergütung ist wichtig, doch zeigen Studien, dass andere Faktoren zugleich eine wichtige Rolle spielen. Hier ist Führung gefragt. Eine reife Führungspraxis ist der Schlüssel für alles: für eine glaubwürdig vorgelebte Kultur, für die Umsetzung von Strukturen, die eine flexible, selbstgestaltete und gesunde Arbeitsplatzgestaltung ermöglichen, und für vieles mehr.

2. Ein gutes Image und ein guter Prozess hängen zusammen.

Untersuchungen weisen nach, wie wichtig Arbeitgeber-Images bei der Entscheidung für oder gegen einen Job sind. Eine Arbeitgebermarke (Employer Brand) ist aber kein rein virtuelles Marketingprodukt. Sie muss authentisch (vor-)gelebt werden, und zwar nach klaren Leitbildern, nicht nach Gusto. Sie zu entwickeln und mit Leben zu füllen, bedarf es eines systematischen, transparenten und evaluierungsfähigen Prozesses. Nach den Skandalen der letzten Jahre hat der Ruf der Kirche – auch als Arbeitgeber – gelitten. Trotz vorbildlicher Maßnahmen zum Kinderschutz und der Vorbeugung in den kirchlichen und sozialen Organisationen wird es dauern, bis diese ihre Wirkung zeigen. Der Wandel, der hierzu erforderlich war, war schmerzlich, aber effektiv. Einige Institutionen haben dies erkannt und sind in entsprechende Prozesse eingetreten. Change-Prozesse sind langwierig, aber lohnend. Hier können Berater moderieren und Hilfe zur Selbsthilfe ermöglichen.

3. Kirchliche Einrichtungen sind anders, kirchliche Change-Prozesse auch.

Der besondere Charakter kirchlicher Einrichtungen spielt bei Change-Projekten eine wichtige Rolle. Um nur ein kleines Detail zu nennen: Die betreffenden Arbeitgeber bilden mitunter auch eine Lebensgemeinschaft und gehen nicht, wie anderswo, nach der Arbeit auseinander. Wenn Berater hier vorschnell den Anschein erwecken, als wären das alles Nebensächlichkeiten, zielt das am kirchlichen Kerngedanken vorbei. Natürlich sind gute und schlechte Prozesse nicht spezifisch katholisch oder evangelisch. Aber so wenig die frohe Botschaft ein Produkt ist, die über den Marketingkamm geschoren werden kann, so wenig geschehen Abläufe im Vakuum oder luftleeren Raum. Der Vorteil spezifisch geprägter Berater ist, dass sie die Sprache des Kunden nicht nur sprechen, sondern auch verstehen. So können sie dazu beitragen, dass das katholische Profil gestärkt und in Angeboten wie Abläufen zugleich effektiv und effizient verwirklicht werden kann.

4. Das Charisma zu leiten ist erlernbar.

Ein zentrales Stichwort in der Führungsliteratur ist Authentizität. Während das Thema Führung zunächst einmal die Frage nach dem Selbstverständnis der Führungskraft aufwirft, ist im zweiten Schritt die Frage nach dem individuellen Führungsverhalten zu stellen. Die eigene Rolle als Coach, Mentor oder dienende Kraft etc. gilt es – gemäß Begabung und Charisma – zu finden. Der Begriff des (von Gott verliehenen) Charismas vernebelt allerdings häufig, dass dieses (weiter-)entwickelt werden soll und dass das, was dem einen gegeben ist, von anderen gelernt werden kann. Die Toolbox muss nur weit und tief genug geöffnet werden. Professionelle Unterstützung kann hier Wunder wirken.

5. Frauen führen anders, oder?

Das Thema Frauen in Führungspositionen ist gerade im Umfeld Kirche neu zu beleben. Papst Franziskus hat sich eindeutig dazu bekannt, doch sind es teilweise die Frauen selbst, die verantwortungsvolle Positionen meiden. Dies ist allerdings kein kirchenspezifisches Problem, aber eines, das Kirche besonders angeht. Nachhaltige Change-Prozesse schürfen das Thema tiefer auf und entwickeln Maßnahmen, um mit stereotypen Führungsrollen zu brechen, nicht-fördernde Abläufe zu beenden und Lösungsvorschläge zu entwickeln. Auch das durchgängige Gender-Pay-Gap, der z. T. eklatante Einkommensunterschied zwischen Frauen und Männern in vergleichbaren beruflichen Positionen, gehört in diesem Zusammenhang auf die Agenda.

6. Strukturen: Von Machtfragen zu Mach-Fragen!

Um die nötigen Veränderungen wahrnehmen zu können, sollten Führungskräfte auch in der Lage sein, dies zu tun. Veränderungen in der klassischen Aufteilung „Programmleitung“ und „Kaufmännische Leitung“, wie sie in vielen kirchlichen Bereichen üblich ist, sind deshalb nicht sakrosankt. Angesichts sich ändernder Aufgaben sollten sie neu überdacht werden.

7. Die Organisationsgrenzen verschwimmen.

Das Total Workforce Management (strategischer Personaleinsatz) bildet die sich verändernde Belegschaftswirklichkeit ab: Dienstleister, Leiharbeiter, geringfügig Beschäftigte, Zulieferer, Wettbewerber – in vielen Unternehmen entsteht ein Mix, der die Kernbelegschaft beeinflusst und wechselseitiges Beziehungsmanagement erfordert. Bei kirchlichen Institutionen hat das Thema eine eigene Relevanz, wenn in bestimmten Bereichen nicht-konfessionelle oder andersreligiöse Beschäftigungsverhältnisse entstehen. Die globalisierte, arbeitsteilige Zeit erfordert nicht nur neue Kommunikation, sondern darüber hinaus Selbstvergewisserungsmaßnahmen.

8. Alt ist das neue Jung.

Die Arbeitslosigkeit der 50-Jährigen ist weiter gesunken. Auch im EU- Vergleich steht Deutschland gut da. Bei den über 60-Jährigen sieht es aber anders aus. Entscheidend ist auch hier die Qualifizierung. Je höher, desto nachgefragter. Ältere Arbeitnehmer gelten vielfach als weniger flexibel und von geringerer Leistungskraft. Nach eigenen Angaben fühlen sich Ältere (und Jüngere) wegen ihres Alters gemobbt. Doch hinter Sätzen wie „Das haben wir schon immer so gemacht!“ oder „Was weißt denn du schon?!“ schlummern Ängste, Vorurteile oder Machtansprüche. Sie stellen eine künftig nicht mehr hinnehmbare Ideen- und Ressourcenverschwendung dar. Keine Organisation kann es sich heute mehr leisten, das Potential ihrer Beschäftigten nicht maximal zu heben. Und keine Organisation kann sich Führungskräfte leisten, die als Bremsen, Machtpromotor oder Einzelkämpfer gelten – freilich auch keine solchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Change-Prozesse stellen hier die richtigen Weichen bereits bei der Personalauswahl und bei der Entwicklung geeigneter Fortbildungsmodulare (auch auf E-Learning-Basis).

9. Fehlt der Generation Y das Karriere-Gen?

Junge Menschen, die nach 1985 geboren sind, und zur sogenannten Gen Y zählen, haben veränderte Vorstellungen vom Wert der Arbeit im Verhältnis zu ihrer Freizeit. Das schafft neue Erwartungen an ihre Arbeitgeber in puncto Offenheit, Unterstützung und Flexibilität. Auch das Fernziel Führungsrolle scheint längst nicht mehr so attraktiv wie für andere Generationen. Hier müssen Personalverantwortliche und Führungskräfte in kirchlichen Organisationen inhaltliche und organisatorische Angebote entwickeln, die bereits jetzt erprobt werden sollten.

10. Flexibilität braucht feste Strukturen und Offenheit.

Die verschiedenen Erwartungen von flexibler Arbeitszeit unter einen Hut zu bringen, ist für kein Unternehmen einfach. Besonders Organisationen in kirchlicher Trägerschaft tun sich doppelt schwer, weil viele soziale Dienste am Klienten nicht per Telearbeit zu machen sind. Oder etwa doch? Arbeitszeitkonten, Teilzeitananspruch, Gleitzeit und Sonderfreizeiten sollten weitergedacht werden. Erfahrungsgemäß profitieren die Vorbereitungs- und Übergangsphasen von Modell- oder Pilotprojekten besonders von professionellen Change-Begleitern.

Um im 21. Jahrhundert Mitglieder, Kunden und Mitarbeiter der katholischen Kirche und ihrer Institutionen und Unternehmen begeistern zu können, wird es notwendig sein, die wirklichen Bedürfnisse zu erkennen und zu erfüllen, die jeweilige Organisation gemeinsam zu beleben mit einer dienenden und wertschätzenden Führungskultur, sowie klar und authentisch zu kommunizieren.

Literatur

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Hg.), Zentrale Befunde zu aktuellen Arbeitsmarktthemen (Aktuelle Berichte), Nürnberg 2014, insb. 14 und 17; online unter: http://doku.iab.de/aktuell/2014/aktueller_bericht_1401

Leiten für engagierte haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende in der Gemeinde

Für Willow Creek ist das Thema „Leitung“ von zentraler Bedeutung. Im 2-Wochen-Rhythmus werden Leitungsimpulse vom Bill Hybels, dem leitenden Gründungspastor versendet, die die Frage der Leitung unter der Überschrift „Everyone wins when a leader gets better!“ auf verschiedensten Feldern beleuchten. Daneben findet sich auch Hybels Buch „Die Kunst des Führens“, das auf die Wichtigkeit, Brisanz und Erfahrungen rekurriert und zur Verbesserung anregt. Grund genug, diese Erfahrungen auch in die Diskussion in der katholischen Kirche einzubringen. Dies geschieht durch Jörg Ahlbrecht, der in seinem grundsätzlich angelegten Beitrag eine Analogie zwischen der Vielstimmigkeit eines Orchesters und einer Gemeinde herstellt und dabei auf die Bedeutung des Dirigenten – der „dienenden Leitung“ – verweist.

Es war bei Stillen Tagen in der Benediktiner-Abtei Gerleve. Ich hatte ein paar sehr intensive Tage hinter mir, hatte viel geschwiegen, viel nachgedacht, viel gebetet, kurz: hatte den Frieden Gottes neu erlebt; und nun, am letzten Tag, wollte ich in der großen Kirche des Klosters meine jährliche Zeit des Schweigens abschließen, bevor ich in meine täglichen Aufgaben als Pastor einer Ortsgemeinde zurückkehren sollte. Ich hatte in den vergangenen Tagen viel in dieser Kirche gesessen. Hatte immer wieder das Jesus-Mosaik betrachtet, das in der Apsis angebracht war, und viele innere Dialoge mit diesem Mosaik geführt. Diese alte Kirche war ein guter Ort für solche Gespräche. Was mir für den Abschluss vorschwebte, war ein besinnlicher Abschluss meiner Kloster-Zeit. Gott nochmal in der Stille erleben, die letzten Tage nochmal durchgehen und dann aus der Ruhe des Klosters zurück in den Alltag gehen. So sollte das sein. Dachte ich! Ich betrat die Kirche durch den Seiteneingang – und traute meinen Augen und Ohren nicht: ich stand mitten im Chaos!

Mein schöner, besinnlicher, ruhevoller Ort war plötzlich voller Menschen! Menschen, die herumliefen, lachten, sich unterhielten; der gesamte Raum vor dem Altar war mit Stühlen vollgestellt und mit Instrumenten belegt. Die schummrige Atmosphäre hatte man durch helle Strahler ersetzt! Die Ruhe war einem hektischen Hin- und Herlaufen vieler Menschen gewichen! Es wurde gerufen und gelacht. Und dazwischen kamen die seltsamsten Töne an mein Ohr!

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Und nur ganz langsam durchdrang mein Bewusstsein die Erkenntnis, dass hier gerade ein Orchester aufbaute. Völlig enttäuscht musste ich feststellen, dass es nichts war mit meinem besinnlichen Abschluss! Zumindest nicht hier, wo ich die letzten Tage so intensiv verbracht hatte. Innerlich wütend vor mich hin schimpfend, wollte ich die Kirche gerade wieder verlassen, da meldete sich diese leise, vertraute innere Stimme zu Wort! Diese Stimme, die ich in den letzten Tagen öfter gehört hatte! Und diese Stimme forderte mich auf, mich hinzusetzen.

Ich dachte: „Ich hab mich wohl verhöhrt! Was soll ich hier?“ Und schon war ich innerlich am Lamentieren: „Herr, ich finde das ungerecht. Ich hatte mich so auf diesen Abschluss gefreut und nun fühle ich mich um das Ergebnis meiner Stillen Tage betrogen. Und wieso soll ich mich hier nun ins Chaos setzen? Chaos habe ich zu Hause schon genug!“

Aber die Stimme ging nicht weg! Sie hat oft eine eigenartige Beharrlichkeit: „SETZ DICH HIN!“

Mittlerweile versuche ich, so oft es geht, dieser Stimme zu folgen, es lohnt sich einfach nicht, sie zu ignorieren. Also drückte ich mich in die Bank und schaute dem Treiben zu. Musiker stimmten ihre Instrumente, Leute trugen Notenständer hin und her. Es war laut, es war ein großes Durcheinander. Es vergingen 10 Minuten, – ich habe mir das Chaos betrachtet und nicht verstanden, warum ich hier sitzen sollte. Ich war schon drauf und dran aufzustehen und zu gehen, als eine Frau mit energischen Schritten durch den Mittelgang nach vorne ging, sich auf einen kleinen Holzblock stellte, einen Taktstock hervorzog und dreimal auf ihren Notenständer schlug. Es war unglaublich, aber diese drei Schläge brachten das gesamte Chaos mit einem Schlag zur Ruhe. Es folgte ein Moment der Stille, die nach der enormen Geräuschkulisse geradezu brüllend war – dann hob sie beide Arme, gab einen Einsatz und das Orchester begann ein Musikstück zu spielen, mit einem so herrlichen Klang, der in der wunderbaren Akustik der großen Kirche zum Strahlen kam, dass ich völlig verzaubert in meiner Bank saß und zuhörte. Ich weiß nicht mehr, welches Stück sie gespielt haben, aber ich weiß, dass es mich tief berührt hat. In diesem Moment meldete sich wieder die sanfte Stimme zu Wort: „Schau es dir gut an. So soll es sein! Dies ist ein Bild, wie die Ortsgemeinde funktioniert.“ Ich schaute mir das Bild genauer an. Da gab es in der Tat eine Menge zu lernen. Ein Orchester und eine Ortsgemeinde haben viele Parallelen.

1. Jeder hat eine Aufgabe – jeder ist wichtig!



Jörg Ahlbrecht ist Pastor, Buch-Autor, Sprecher, Coach und arbeitet als Referent für Willow Creek Deutschland.

In einem Orchester gibt es keine unbeteiligten Mitglieder. Jeder hat sein Instrument und einen Klang, den er einbringen soll. Jeder ist wichtig, jeder hat seinen Part. Wenn Menschen diesen Part nicht ausüben, fehlt etwas am vollständigen Klang. So ist es auch in der Ortsgemeinde. Jeder hat etwas einzubringen. Kirche ist nicht ein Ort, an den man geht, Kirche ist etwas, das man ist. Im Zusammenspiel mit anderen. In der Bibel hört sich das so an:

Der Körper des Menschen ist einer und besteht doch aus vielen Teilen. Aber all die vielen Teile gehören zusammen und bilden einen unteilbaren Organismus. So ist es auch mit Christus: mit der Gemeinde, die sein Leib ist. ... Nun aber hat Gott im Körper viele Teile geschaffen und hat jedem Teil seinen Platz zugewiesen, so wie er es gewollt hat. Wenn alles nur ein einzelner Teil wäre, wo bliebe da der Leib? (1 Kor 12,12.18f. [Übersetzung: Gute Nachricht])

Jeder und jede in der Gemeinde haben mindestens eine Gabe empfangen, die dem Aufbau des Leibes Jesu dienen soll. Und es kommt darauf an, dass jeder diese Gabe auch einsetzt. Dies ist keine Verpflichtung, sondern ein Vorrecht. Jeder Mensch in der Gemeinde Jesu hat ein unverbrüchliches Recht darauf, an den Diensten des Reiches Gottes beteiligt zu sein. Weil die Teilhabe an diesen Diensten der Schlüssel zum Leben in Fülle darstellt. Wenn wir Gott etwas von unseren empfangenen Gaben zur Verfügung stellen und erleben, dass er daraus etwas macht, ist das zutiefst erfüllend.

Weil die Gaben unterschiedlich sind, hat niemand alle Fähigkeiten. Wir brauchen gerade die Ergänzung des anderen. Erst wenn alle sich einbringen, entfaltet die Gemeinde ihre ganze Kraft. Und die Gaben sind kein Selbstzweck. Sie dienen nicht der Profilierung des Einzelnen, sondern dem Aufbau des Ganzen. Daher heißt es in 1 Petr 4,10 (Luther-Übersetzung):

Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, zur Ehre Gottes!

2. Vielfalt und Unterschiedlichkeit ist nicht Bedrohung, sondern Gabe.

Im Orchester hat jeder sein Instrument. Und dieses Instrument bestimmt, was gespielt wird. Nicht jeder spielt das Gleiche. Aber es muss zu dem passen, was die anderen spielen. In der Gemeinde bedeutet das: Nicht alle tun das Gleiche. Jeder hat seine Gabe, jeder hat seine Aufgabe. Manche können organisieren, andere sind künstlerisch begabt, manche können lehren, andere sind begabte Leiter. Im Zusammenspiel mit anderen soll eine große Harmonie entstehen. Gott hat die Menschen unterschiedlich gemacht, diese Vielfalt ist Reichtum und Chance. Dabei gibt es nicht gute und schlechte Instrumente. Und es ist auch völlig unnötig, jemand anderen um sein Instrument zu beneiden. Jeder hat seine individuelle Gabe, die er einbringen kann. Im 1. Korintherbrief hört sich das so an:

In einem jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller; dem einen wird durch den Geist gegeben, von der Weisheit zu reden; dem andern wird gegeben, von der Erkenntnis zu reden, nach demselben Geist; einem andern Glaube, in demselben Geist; einem andern die Gabe, gesund zu machen, in dem einen Geist; einem andern die Kraft, Wunder zu tun; einem andern prophetische Rede; einem andern die Gabe, die Geister zu unterscheiden; einem andern mancherlei Zungenrede; einem andern die Gabe, sie auszulegen. Dies alles aber wirkt derselbe eine Geist und teilt einem jeden das Seine zu, wie er will. (1 Kor 12,7–11)

Ziel der Mitarbeit ist der „Nutzen aller“. Wir sind Diener. So wie das Spielen eines Instrumentes Übung erfordert, so erfordert auch der Einsatz meiner Gabe Übung. Niemand ist sofort ein Meister. Darum ist die Gemeinde Jesu auch ein großes Übungsfeld, ein Trainingslager, wo wir Dinge falsch machen dürfen, wo wir Gaben ausprobieren können, wo der Freiraum ist, etwas einzuüben – indem wir einander bei der Ausübung der Gabe unterstützen.

3. Eine dienende Leitung setzt die unterschiedlichen Gaben frei.

Jedes Orchester braucht eine Leitung. Diese Leitung dient dem Ganzen und hilft den einzelnen Instrumenten und Stimmen, zu einem großen Ganzen zu werden. Durch den Dirigenten oder die Dirigentin wird das, was jeder einzubringen hat, kanalisiert und aufeinander abgestimmt. Der Dirigent hilft den einzelnen Instrumenten, den gemeinsamen Takt zu finden, zusammenzubleiben. Der Dirigent übt mit den einzelnen Stimmen und er fügt das Ganze zusammen.

Unter den Gaben, die das Neue Testament erwähnt, ist die Gabe der Leitung die strategisch wichtigste, weil sie allen anderen Gaben erst zur Entfaltung und zur Zusammenarbeit verhilft. Ohne die Gabe der Leitung droht immer das Chaos. Dabei ist entscheidend, dass die Leitung eine dienende Leitung ist. So wie Christus ein dienender Herr ist, so dienen die Leiter sowohl Christus als auch den Menschen in der Gemeinde.

4. Ein Orchester und eine Gemeinde benötigen Klarheit, „was gespielt werden soll“.

Bei dem Orchester braucht es eine gemeinsame Partitur, in der Gemeinde braucht es Einigkeit über den Auftrag und welche Rolle der Einzelne darin hat. Wenn im Orchester die einen Bach spielen, die anderen Mozart und wieder andere Heavy Metal, dann wird es schwer sein zueinanderzufinden. Das Lied kann man nicht den einzelnen Stimmen überlassen. Wenn jeder spielt, wie es ihm gefällt, ist das noch keine Musik – zumindest keine, der man gern zuhört.

Ebenso braucht es in der Ortsgemeinde eine Verständigung, was genau „gespielt werden soll“. Was sollen Menschen in der Ortsgemeinde erleben? Wie sollen sie Hilfe zum Glauben

erfahren? Wie laden wir Menschen ein? Auf welche Weise wird der Not von Menschen begegnet, welche Angebote haben wir zur Begleitung? Wie werden Menschen auf ihrem Weg in der Christusbefolgung in der Gemeinde unterstützt? Nur wenn jedem klar ist, was gespielt wird und welche Rolle er dabei hat, entsteht ein Klang, der größer ist als die Summe der Einzelteile. Die Verantwortung für diesen Prozess der Klärung liegt bei den Menschen, die die Gabe der Leitung haben.

5. Orchester und Gemeinde – auf die richtige Stimmung kommt es an.

Wissen Sie, wer in einem Orchester für die richtige Stimmung sorgt? Ich wusste es lange Zeit nicht, bis mich ein Freund darüber aufgeklärt hat. Die Stimmung der Instrumente kommt in einem Orchester von der Oboe. Sie ist der Orientierungspunkt für alle anderen Instrumente. Daher gehen alle Spieler nacheinander zur Oboe, um sich den richtigen Ton abzuholen. Bleibt diese Abstimmung aus, wird das gemeinsame Musikstück recht grauselig klingen.

Dabei ist völlig klar: es reicht nicht, sich innerhalb einer kleinen Gruppe im Orchester einig zu sein. Es ist nicht genug, wenn die Geigen die gleiche Stimmung haben oder die Trompeten sich einig sind. Es kommt darauf an, dass alle sich in der Stimmung einig sind und von der Oboe den richtigen Ton aufgenommen haben.

In der Gemeinde Jesu kommt die gemeinsame Stimmung von Christus her. Und es ist die Liebe, die die einzelnen Teile verbindet. Fehlt diese Stimmung, ist jeder gemeinsame Klang von vornherein getrübt. Diese Stimmung muss jeder Einzelne sich täglich neu bei Christus abholen. Wir müssen immer wieder neu nach der inneren Übereinstimmung mit ihm suchen – ohne dies wird die Arbeit in seinem Leib schwierig.

Dies gilt in besonderem Maße für die Menschen, die leitende Funktion haben. An ihnen wird immer wieder deutlich werden, welche Stimmung sie verbreiten. Sie können Vorbild und Anstoß sein für den ganzen Leib Jesu, immer wieder neu den Klang aufzunehmen, der dem Sinn und dem Verständnis Christi entspricht. So wie von einem Orchester ein inspirierender, berührender Klang ausgehen kann, wie Menschen innerlich aufgebaut werden, zur Ruhe kommen, ins Staunen geführt werden, eintauchen in Schönheit und Majestät, so sollen in viel umfassenderem Maße die Menschen durch die Gemeinde Jesu aufgebaut, inspiriert, geheilt, getröstet und ins Staunen gebracht werden.

Die entscheidende Frage für die Kirche der Zukunft wird sein, ob es gelingt, die Gaben der einzelnen Mitglieder freizusetzen.

Und es beginnt mit der Gabe der Leitung.

Literatur

Leitungsimpulse von Hybels:
<http://www.willowcreek.de/training/videojournal/aktuel>

Hybels, Bill, Die Kunst des Führens.
Meine Führungsprinzipien auf den
Punkt gebracht, Asslar 2013.

Geistlich Leiten. Eine theologische Reflexion

„Geistlich leiten“ ist einer der Forschungsschwerpunkte im Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) in Greifswald. Patrick Todjeras entwickelt ein an der Schrift geschärftes Verständnis geistlicher Leitung als Weiterführung der Schöpfungstätigkeit Gottes. Sein Konzept geistlicher Leitung ist eingebettet in die missionarische Aufgabe von Christen und Gemeinde im Kontext der Welt.

Der Begriff „geistlich leiten“ ist in den letzten Jahren zu einem wesentlichen Begriff in der kybernetischen Diskussion und der gemeindlichen Praxis geworden. Obwohl es in der Vielfalt unserer Kirchen nicht selbstverständlich ist von geistlicher Leitung zu sprechen – leider! –, gibt es doch vielgestaltige Bemühungen, das Führungs- und Leitungsgeschehen mit einer spirituellen / geistlichen Dimension im Gespräch zu verknüpfen. Es tauchen Begriffe auf wie „geistliche Leitung durch Geistliche“, „christliche Leitung“ oder „spirituelles Gemeindeführung“. Im folgenden Artikel sollen weder alle aktuellen Fragen dieses Diskurses vorgestellt werden, noch der Versuch unternommen werden, sich in eine „Schule“ oder theologiegeschichtliche Strömung einzuordnen. Hier soll es um eine biblisch-theologische Reflexion geistlicher Leitung gehen. Der Bezug auf die Bibel als Richtschnur und Maßstab unseres theologischen Denkens soll damit unterstrichen werden. All unsere theologische Reflexion bezieht sich dabei auf die *norma normans*, die Heilige Schrift. Darum soll an dieser Stelle auch nicht auf die begriffliche Unterscheidung von „leiten“ und „führen“ eingegangen, sondern beides synonym verwendet werden. Leiten und Führen stehen für ein absichtsvolles, zielgerichtetes personen- oder aufgabenorientiertes Geschehen.

Im Anfang schuf Gott ... „geistliche Leitung“?

Wer war der erste geistliche Leiter der Bibel? War es Saul, der durch den Propheten Samuel in sein Amt als erster König und Leiter gerufen wurde (1 Sam 8,31), oder war es Samuel, der als Geistlicher schon leitete? War es Abraham, der Hirte, der von Gott berufen wurde, Vater großer Völker und Nationen zu werden (Gen 12)? Oder war es Noah, der geistliche Leitung im familiären Kontext ausübte?

Der erste Leiter, der berufen wurde, war der erste Mensch – Adam. Im ersten Buch Mose steht geschrieben: „Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“ (Gen 2,15). Sogleich nach der Erschaffung wird dem ersten Menschen ein Auftrag gegeben, eine Aufgabe übertragen: Er sollte „bebauen“ und „bewahren“. Sein Aufgaben- und Verantwortungsbereich wird in der Folge erweitert, Adam sollte auch „essen“ (V. 16), sich vermehren oder den Tieren Namen geben. Sein primärer Auftrag war es jedoch, das zu bewahren und weiterzuführen, was Gott geschaffen hatte. Weil Gott erschuf, konnte der Mensch in das Handeln Gottes mit hineingenommen werden. Es zeigt sich, dass schon zu Beginn Gottes Handeln und Wirken, Gottes Absicht für diese Welt und in dieser Welt mit einer Leitungsaufgabe des Menschen verbunden ist. „Geistlich“ ist Leitung dann insofern, als sie sich auf Gottes Handeln und Wirken bezieht und an Gottes Handeln teilhat. Geistliche Leiter verwurzeln ihr Tun im Handeln Gottes. Dies ist ein voraussetzendes Merkmal geistlicher Leitung. So wie Menschen ihr Handeln von Gottes Handeln ableiten, verwirklicht Gott seinerseits sein Wirken in dieser Welt durch irdische Ordnungen und Strukturen (Röm 13,1–4). Hier kann eine Reziprozität beschrieben werden.

Gottes Handeln erschöpft sich jedoch nicht in irdischen Optionen, zeigt sich aber in dieser von ihm selbst gewählten und eingesetzten Option. Wir wissen aus der Geschichte Israels, dass Leiter und Führer immer wieder Gottes Willen und seine Anweisungen verlassen haben und damit ihre Autorität und Legitimation verloren haben. Dass Gottes Handeln und Wirken in dieser Welt nicht begrenzt ist, wird in der Geschichte Gottes mit seinem auserwählten Volk und darüber hinaus mit der gesamten Menschheit immer wieder sichtbar. Immer wieder braucht es Korrektur, neue Wegweiser, Leiter und Propheten, die ihr Handeln von Gottes Mission ableiten. Denn „es ist Gottes Werk, an dem wir miteinander arbeiten“ (1 Kor 3,9).

Es zeigt sich, dass Gott zu Leitung beruft, um an seinem Willen und Wirken für diese Welt teilzuhaben. Leitung aus biblischer Perspektive hat damit eine immanente geistliche Dimension und bewegt sich von einer ausgewählten Person oder Gruppe hin zu Vielen. Der Segen zuerst für Abraham wird danach für alle Familien und Nationen verheißen, Gottes Offenbarung für Israel wird für die ganze Welt erweitert, Herrschaft wird versprochen, von David als König hin zu Gott selbst als Herrscher. (Bauckham 2004, 27–54)

Weil Gott Menschen zu Leitern beruft und begabt, ist von Gott eingesetzte Leitung immer geistliche Leitung. Leitung geht demnach von Gott aus, indem er ruft und begabt. Könige im



Patrick Todjeras (Jg. 1983) studierte Ev. Theologie, Germanistik und Geschichte in Wien und Los Angeles und erwarb einen Master of Christian Leadership am Fuller Theological Seminary, Pasadena. Nach Vikariat und Pfarramt in Österreich ist er seit 2014 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) in Greifswald.

Alten Israel wollten wiederholt Gottes Willen berechnen oder erzwingen und haben damit einen inneren Berufungsverlust erlebt und damit auch die äußere Legitimation verloren. Zur Frage der inneren Berufung meint Wilhelm Loehe, dass sie sich über viele Jahre hinweg bewährt, geläutert und bestärkt haben muss, bevor der äußere Ruf hinzukommt (Loehe 1852, 24). Bei Leitern in der Bibel zeigt sich, dass die Entfernung von Gottes Willen für sein Volk und seine Welt den Verlust der geistlichen Leitung mit sich zieht. Hier wird eine eindeutige Abhängigkeit der Leiter von Gottes Willen, Wirken und Handeln offenbar.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Erstens ist alles Leiten ein „abgeleitetes Handeln“. Weil Gott in dieser Welt tätig ist und er handelt, können wir an Seinem Wirken partizipieren. Unsere Partizipation ist getragen von einem Ruf Gottes, einer Berufung. In der Missionswissenschaft hat sich in den letzten 70 Jahren hierfür der Begriff „*missio dei*“ etabliert. Gott hat eine Mission in dieser Welt, an der wir Menschen teilhaben dürfen. Gott sendet sich sozusagen selbst in diese Welt. Die Sendung Gottes ist in der Trinität begründet, wie Karl Barth 1938 auf der Missionskonferenz in Brandenburg hinwies (Küster 2011, 38). Weil sich die drei Personen der Trinität einander selbst hingeben und Anteil aneinander haben, ist die Selbsthingabe Gottes in dieser Welt ein Ausfluss dieses sich gegenseitig durchdringenden Tanzes der drei Personen. Wie menschliches Handeln und Leiten als Teilhabe an Gottes Mission nun konkret in dieser Welt verstanden werden kann, wurde in dem Ökumenischen Rat der Kirchen besonders in den 50er bis 80er Jahren kontrovers diskutiert (Bosch 2012, 432–602).

Zweitens steht geistliche Leitung in der Spannung eines inneren und äußeren Rufs. Menschen wurden durch Gottes Ruf und durch das offizielle Einsetzen zu Leitern bestimmt. Driften diese zwei Pole auseinander, kommt es zu einem Konflikt. In Anlehnung an *Fresh X*, eine ökumenische Initiative in Deutschland, die kontextuelle, missionale, lebensverändernde und gemeindeförmige Formen christlichen Lebens fordert und fördert, kann geistliche Leitung als ein von Gott abgeleitetes Handeln folgendermaßen erfasst werden: Geistliche Leitung ist ein hörendes, kontextualisiertes, dienendes, auf das Evangelium bezogenes, in die Nachfolge Jesu führendes Geschehen. Hören auf Gott, den Kontext wahrnehmen und den Menschen dienen, sind Qualitätskriterien geistlicher Leitung. Daneben ist geistliche Leitung immer an die Schrift gebunden und rüstet Menschen aus, am großen Werk Gottes teilzuhaben (vgl. Mt 28,14–16).

Wer leitet „geistlich“?

Eine wesentliche neue Qualität geistlicher Leitung, die im Blick auf das Neue Testament angeführt wird, ist die Sendung des Heiligen Geistes. Vom Neuen Testament ausgehend, kann man sagen, dass jeder Christ, d. h. jeder, der Jesus Christus als Herrn bekennt (1 Kor 12,1–3), ein Geistlicher ist. Diesem Menschen ist der Heilige Geist zugesagt und geschenkt.

Waren im Alten Testament noch Priester durch Geburt, Herkunft und ausgesondertem Lebensweg zu einem Dienst an Gott in der ersten Reihe berufen (in der Regel), so wird durch das Leben, das Sterben und die Auferstehung Jesu der Platz des Menschen vor Gott neu gedeutet. Nachfolger Jesu sind demnach nicht wie das alttestamentliche Volk Israel von dem Glauben oder Unglauben ihrer Leiter abhängig und damit Heil oder Unheil ausgeliefert. Vielmehr wird im Wechselspiel von *notitia* (Kenntnis, Inhalt), *assensus* (Anerkenntnis und Zustimmung) und *fiducia* (persönliches Vertrauen) dem Menschen durch den Heiligen Geist Glaube geschenkt und damit Verantwortung zugesprochen.

Wenn wir nach geistlicher Leitung für unsere Gemeinden und Kirchen fragen, ist es sinnvoll besonders den Apostel Paulus mit seinen Ansätzen geistlicher Leitung zu betrachten. Paulus bespricht in seinen Briefen das besondere Charisma der Leitung eines Geistlichen für die Gemeinschaft der Heiligen. In der paulinischen Charismenliste (z. B. 1 Kor 12,28) taucht Leitung als Charisma auf, das der Gemeinde Christi dienen soll und damit eine legitimierte äußere Form bekommt. Hier zeigt sich wiederum das Verhältnis der inneren zur äußeren Berufung, da vom Heiligen Geist begabte Menschen mit dem Charisma der Leitung der Gemeinde dienen sollen. „Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushalter der mannigfachen Gnade Gottes“ (1 Petr 4,10).

Erst durch die frühchristliche und später altkirchliche Ämterlehre wird eine zusätzliche Qualität geistlicher Leitung in Form einer funktionalen Zuordnung (Ämterlehre) geschaffen.

Die frühchristliche Gemeinde ist durchaus von einem pragmatischen Leitungsverständnis geprägt. George Eldon Ladd meint dazu: „Es ist wahrscheinlich, dass es in apostolischer Zeit keine maßgebliche Vorgabe von Gemeindeführung gab und dass die Organisationsstruktur der Gemeinde in der Theologie kein essentielles Element der Gemeinde ist“ (Ladd 1993, 389). Moynagh hebt hervor, dass sich Paulus bei seinen Missionsreisen und der Ausbreitung des Christentums auf die Leitungsverantwortung der Hausvorsteher stützte (vgl. Moynagh 2012, 25) und sich zusätzlich auf reiche, gut ausgebildete Personen konzentrierte, da diese Leitungspotential hatten (vgl. Dunn 2009, 571; vgl. Apg 16,13–5). Hausvorsteher waren in Leitung bereits eingeübt. Gehring kommentiert: „The church in the house came with its leadership so to speak, built in“ (Gehring 2004, 194).

Zusätzlich geschieht eine Differenzierung der Leitungsverantwortung im Neuen Testament. Älteste leiten und verantworten (Apg 11,30; Apg 15; Jak 5,14–15), es werden außerdem Katecheten und Diakone genannt. Sie alle haben Leitungsaufgaben, die von außen (durch Wahl oder vereinbarte moralische Anforderungen) legitimiert werden und damit ein Amt formulieren und auch durch den Heiligen Geist bestätigt werden müssen. Die Nachwahl der

Apostel durch das Los drückt eine solche Form der Geistführung aus.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass jeder geistbegabte Christ, jeder Mensch, der durch die Taufe am Heil Gottes für diese Welt teilhat, prinzipiell zum Dienst an der Gemeinde gerufen ist. Dies kann durch die Aufgabe der Leitung geschehen. Damit ist Leitung eines Geistlichen (oder wie Paulus sagt „Heiligen“) ein geistgewirktes Geschehen.

Wohin führt geistliche Leitung?

Bei all den bisherigen idealtypischen Formulierungen ist es schwer, sich nicht resigniert von dem biblisch-theologischen Anspruch abzuwenden. Wenn Leiten ein Mitwirken und Mittragen des Menschen, ein Fördern aber nicht Bewirken göttlichen Heils, ein Teilnehmen an Gottes Wiederherstellung dieser Welt ist, ein Zurückführen ins „gelobte Land“ oder, mit einem anderen Bild zu sprechen: eine Einladung zum großen Festmahl ist, dann kann und soll Leitung zum Heil und Wohl führen. Leitung entscheidet mit, wie Gottes Kirche in dieser Welt Sein Reich empfängt. Es ist darin Vorsicht geboten, Gottes Handeln in dieser Welt von unserem Handeln abhängig zu machen und darauf zu begrenzen. Gleichzeitig ist es problematisch davon auszugehen, dass Gott auch ohne unser Handeln sein Werk vollenden würde. Rudolf Bohren spricht dieses Wechselgeschehen im Zusammenhang der Predigt mit dem Stichwort der „theonomen Reziprozität“ an (Bohren 1974, 82). Peter Böhlemann meint dazu: „Gottes Wort bewirkt [in uns] ein Verhalten zu ihm hin“ (Böhlemann 2009, 13). Zeigen lässt sich diese Spannung anhand der ersten Bitte des Vater-Unsers „Geheiligt werde dein Name“. Denn wie auch Gottes Name ohne unser Lob trotzdem ständig geheiligt wird (siehe dazu die Auslegung von Martin Luther zum Vater Unser) und Gott nicht abhängig von unserem Lob oder unserem Handeln ist, so ist es doch unsere Bestimmung, am großen Lobgesang teilzuhaben, der Gott verherrlicht (Offb 5). Anteil an dem Lob Gottes haben wir durch den Heiligen Geist und durch das Verfolgen unserer Berufung als Christinnen und Christen.

Eine Bemerkung zum Ort geistlicher Leitung soll an dieser Stelle folgen. Zum einen geschieht geistliche Leitung im Kontext der Gemeinschaft. Für Paulus geschieht das im Kontext der Gemeinde (Eph 4) aber auch im Kontext eines Teams, so wie bei Paulus selbst, der nie alleine unterwegs war, sondern zu zweit oder zu dritt (Apg 13,5; Apg 16,1–2). Diese Aufgabe kann in unseren Gemeinden heute von getauften haupt- oder ehrenamtlichen Christinnen und Christen wahrgenommen werden. Wesentlich ist, dass sie wahrgenommen wird, denn Leitung ist Aufgabe der Gemeinde, ebenso wie Gebet, Predigt oder Diakonie. Denn dort, wo keine geistliche Leitung klar und transparent, auf den Heiligen Geist bezogen und in der Gemeinschaft verantwortet, wahrgenommen wird, liegt die Gefahr der Beliebigkeit, der Orientierungslosigkeit und der Unordnung. Zwar wird auch dort geleitet, denn es gibt keinen leitungs-freien, neutralen Raum, doch dann vermutlich nicht geistlich.

Zum Schluss

Im Sinn einer theologischen Orientierung geistlicher Leitung dient Böhlemanns und Herbsts Definition als Zusammenfassung: „Geistliche Leitung ist Leitung durch den Göttlichen Geist, vollzogen in der Gemeinschaft der Heiligen durch die vom Geist eingesetzte Leitung.“ (Böhlemann / Herbst 2013, 22) Bei all den oben aufgeworfenen Fragestellungen zeigt sich, dass geistliche Leitung, wie Böhlemann und Herbst betonen, eine richtungsweisende, eine theologische, d. h. Bibel auslegende und sachkompetente und drittens eine seelsorgliche und gemeinschaftsstiftende Funktion hat (Böhlemann / Herbst 2013, 15). Sie ist insofern richtungsweisend, als sie der Gemeinde zu neuen Schritten in ihrer alten Mission verhilft. Weiter hilft sie der Gemeinde, im Lichte der Heiligen Schrift in eine von Gott verheißene Zukunft zu gehen. Zuletzt verhilft sie der Gemeinde, über Trauer und Verluste hinweg als Gemeinschaft unterwegs zu sein.

Zum Schluss eine thesenartige Zusammenfassung:

- Geistliche Leitung ist ein von Gott abgeleitetes und auf Gott bezogenes Handeln.
- Geistliche Leitung ist auf Gemeinschaft bezogen, durch diese legitimiert und in dieser verantwortet.
- Menschen, von Gott gerufen und durch den Heiligen Geist begabt, partizipieren durch geistliche Leitung an Gottes Wiederherstellung dieser Welt.
- Geistliche Leitung lebt in der Spannung menschlichen Tuns und göttlichen Wirkens.

Literatur

- Bauckham, Richard, Bible and Mission: Christian Witness in a Postmodern World, Grand Rapids 2004.
- Böhlemann, Peter, Wie die Kirche wachsen kann und was sie davon abhält, Göttingen 2009.
- Böhlemann, Peter / Herbst, Michael, Geistlich Leiten: Ein Handbuch, Göttingen 2013.
- Bohren, Rudolf, Predigtlehre, München 1974.
- Bosch, David J., Mission Im Wandel: Paradigmenwechsel in der Missionstheologie, Gießen 2012.
- Dunn, James D. G., Beginning from Jerusalem, Grand Rapids 2009.
- Gehring, Roger W., House Church and Mission: The Importance of Household Structures in Early Christianity, Peabody 2009.
- Härle, Wilfried / Evangelische Kirche in Deutschland Kirchenamt / Evangelische Kirche in Deutschland Rat, "Geistlich Leiten - Ein Impuls": Kirche im Aufbruch, Frankfurt 2012.
- Herbst, Michael, Kirche mit Mission. Beiträge zu Fragen des Gemeindeaufbaus (BEG 20), in: Ohlemacher, Jörg / Herbst, Michael / Zimmermann, Johannes (Hg.), Neukirchen-Vluyn 2013.
- Küster, Volker, Einführung in die Interkulturelle Theologie, Göttingen 2011.
- Ladd, George E. / Hagner, Donald A., A Theology of the New Testament, Grand Rapids 1993.
- Loehe, Wilhelm, Der Evangelische Geistliche, Stuttgart 1852.
- Moynagh, Michael, Church for Every Context: An Introduction to Theology and Practice, London 2012.

„No risk, no fun“ – Fördern von Charismen in der Großpfarre

Ob den Charismen der Hauptamtlichen und der ehrenamtlich Engagierten Aufmerksamkeit geschenkt und Raum gegeben wird, hängt zwar nicht von der Größe der Pfarrei ab, jedoch bieten die neuen großen Einheiten oft Anlass und Gelegenheit, über Arbeit und Engagement in der Gemeinde neu nachzudenken – und möglicherweise eine neue Orientierung an den vorhandenen Charismen zu wagen. Wir haben dazu Propst Bernd Galluschke befragt, der in Duderstadt die aus der Fusion von sechs Gemeinden hervorgegangene Großpfarre St. Cyriakus leitet.

euangel: Mit der Schaffung von Großpfarreien ändern sich nicht nur Strukturen, es werden auch Rollen neu verteilt und definiert. Hat sich aus Ihrer Sicht das Mit- und Zueinander von Priestern, hauptamtlichen und ehrenamtlichen Laien damit wesentlich verwandelt?

Galluschke: Es ist dabei, sich wesentlich zu verändern, und diese Veränderung stellt hohe Anforderungen an das hauptamtliche Personal und die Priester. Denn sie werden sich immer mehr darauf einlassen müssen, von einer Rolle der Leitenden und Tonangebenden zu Begleitern und geistlichen Coaches zu werden, damit die Freiwilligen („ehrenamtliche Laien“ ist nicht mein Lieblingswort und „Freiwillige“ nur etwas glücklicher – besser wäre „volunteers“, denn damit verbindet sich im angelsächsischen Raum eine andere Kultur) in der übernommenen Verantwortung gestärkt werden und zur eigenen Zufriedenheit und der ihnen anvertrauten Christen Verantwortung ausüben können.

Um die sich verändernde Situation mit einem Modewort zu beschreiben: Es geht um einen gemeinsamen Lebensstil „auf Augenhöhe“. Diesen Weg zu gehen ist nur möglich, wenn eine große Wertschätzung der Freiwilligen von Seiten der Hauptamtlichen vorhanden ist, die alltägliche Anerkennung der gemeinsamen Taufweihe und in keinem Fall ein „Besserwissen“. Hier aktualisiert sich das, was Christus sagt: „Ich bin nicht gekommen, um mich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen“. Diese Haltung real umzusetzen, ist die größte Herausforderung für die Theologen einerseits und für die Freiwilligen andererseits.

Anders ausgedrückt: Die wesentliche Veränderung ist, dass sich die Pyramide der Hierarchie (Christen unten, Hierarchen oben) „auf den Kopf“ stellt – die Priester und Hauptamtlichen kommen in eine eindeutige Dienstfunktion an den Christen. Wenn das keine „Revolution“ ist!

euangel: Wie würden Sie Ihre Rolle als Leiter in diesem neuen Miteinander verstehen und beschreiben?

Galluschke: Meiner Wahrnehmung nach muss sich mein Leitungsstil nicht großartig verändern, da es mir schon immer wichtig war, im Team mit den Hauptberuflern und Freiwilligen voranzugehen. Das liegt auch an meiner spirituellen Prägung, die ich seit Studententagen (durch die Fokolarbewegung) verinnerlicht habe. Die Rolle des Pfarrers wird aber grundsätzlich immer mehr die eines Coaches für die Hauptberufler und Engagierten in der Pfarrgemeinde werden und die Aufgabe der Hauptberufler ebenfalls immer mehr die von Coaches für die Freiwilligen, d. h. es gilt einerseits darauf zu achten, dass jeder das tun darf, was er will und kann, und andererseits gut mit den Engagierten ihre Tätigkeiten zu evaluieren und sie weiter zu qualifizieren.

Das gilt auch für mich persönlich: In sich verändernder kirchlicher Situation ist Qualifikation und Weiterbildung, gerade auch weltkirchliches Lernen, angesagt. Es kann nicht sein, dass von Hauptberuflern oder von Freiwilligen etwas erwartet wird, wozu sie keine Grundbegabung haben und sie dann letztlich überfordert werden. Jeder und jede muss die Möglichkeit haben, dazuzulernen und zu wachsen.

Auf den Punkt gebracht lautet die Aufgabe des Leiters in der sich verändernden kirchlichen Situation: die Sorge um die Einheit und Vernetzung in der Pfarrei und die eines geistlichen Coaches.

Die Sorge um die Einheit und das Zusammenspiel im „Leib Christi“ ist prioritär.

euangel: Wie beschreiben die hauptamtlichen Laien ihre neuen Rollen und welche Erfahrungen machen sie damit?

Galluschke: Auf den ersten Blick sind die neuen Rollen sehr gewöhnungsbedürftig. Denn die engagierten Gemeindemitglieder, die beginnen echte Verantwortung zu übernehmen, bringen eigene Ideen ein, die vielleicht nicht immer automatisch mit den Vorstellungen der



Bernd Galluschke ist Priester des Bistums Hildesheim und leitet die Großpfarre St. Cyriakus in Duderstadt. Er arbeitet in der lokalen Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim mit.

Hauptberuflichen übereinstimmen. Da sind Hören, Geduld, Zurückhaltung und Unterstützung durch uns Theologen angesagt und nicht so sehr Bestimmung, wo es langzugehen hat!

Es geht damit für die Hauptberufler immer mehr um eine Dienstfunktion an den getauften Christen und ihrer Würde und um Ermutigung der Getauften, sich ihren Gaben entsprechend etwas zuzutrauen, nicht immer auf die Theologen zu schauen, sondern auch dem „sensus fidelium“ zu folgen. So mancher der Hauptberufler tut sich allerdings schwer damit, als Begleiter zu fungieren – denn diese Haltung bringt, wie für uns Pfarrer, auch den Geschmack des Machtverlustes mit sich.

euangel: *Werden Gemeindemitglieder, die sich engagieren möchten, anders einbezogen als früher?*

Verändert sich das Selbstverständnis der Menschen in der Pfarrei – und damit die Bereitschaft, sich aktiv ins Gemeindeleben einzubringen, und die Motivation dafür?

Galluschke: Gerade in unserer Region gibt es schon immer eine hohe Eigenverantwortung auf den Dörfern für die eigene Kirche. Das kommt der Entwicklung von lokaler Verantwortung sehr zu Gute. Was sich verändert, ist die Entstehung von lokalen Leitungsteams. In vielen Pfarrgemeinden gibt es nicht nur den zentralen PGR und KV, sondern auch lokale Gremien, die mit der pastoralen und verwaltungstechnischen Sorge um den Kirchort von der Gemeinde vor Ort beauftragt wurden. In diesen lokalen Gremien gilt es mit Geduld in einem geistlichen Prozess Leitungsteams herauszufinden, zu begleiten und zu stärken, damit sie das „Gesicht“ der Kirche vor Ort sein können.

Dieser Prozess bedarf natürlich auch einer guten Vernetzung auf der Gesamtebene der Pfarrgemeinde, d. h. größtmögliche Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen kirchlichen Orte und gleichzeitig gute Kommunikation mit den zentralen Gremien. Die Aufgabe, lokales Leitungsteam zu sein, stärkt die Verantwortungsträger vor Ort und motiviert gleichzeitig. Bisher machen wir die Erfahrung, dass es nicht weniger Ehrenamtliche gibt, die sich darauf einlassen – wenn nicht Alleskönner, sondern Teams gesucht und begleitet werden.

Auf der zentralen Ebene der Pfarrei scheint es mir sinnvoll, als Bindeglied zwischen zentralem PGR und KV ein kleines Pfarreileitungsteam zu installieren, in dem gleichberechtigt unter der Moderation des Pfarrers reflektiert und geplant wird – als Dienst für die Gremien PGR und KV.

euangel: *Oft stellt sich die Frage, ob Gemeindemitglieder Aufgaben übernehmen können und wollen, die nicht mehr von Hauptamtlichen geleistet werden können. Ein anderer Ansatz ist es, statt von den Aufgaben eher von den Charismen der Menschen auszugehen, die sich in der Gemeinde engagieren möchten. Findet ein solcher Perspektivenwechsel statt?*

Galluschke: Gott sei Dank findet dieser Perspektivwechsel statt, denn für Aufgaben Ehrenamtliche oder Freiwillige zu suchen, damit die Hauptberuflichen entlastet werden, macht die Ehrenamtlichen zu verlängerten Armen z. B. des Pfarrers oder nur zu Mitverantwortlichen. Das ist zu wenig und entspricht nicht der Berufung und Würde der Getauften oder Taufgeweihten. Diese müssen und sollen in echte Verantwortung kommen.

Durch die Gabenseminare für Ehrenamtliche arbeiten wir kontinuierlich daran, dass die Getauften sich ihrer von Gott geschenkten Gaben, Charismen bewusster werden und diese dann auch einsetzen – wo auch immer. Ziel dabei ist, glücklich zu werden. Denn erfüllende Mitarbeit geschieht dann, wenn Wollen, Können und Sollen übereinstimmen. Freilich geschieht es dann, dass für Aufgaben, die bisher immer üblich waren, keine Personen mehr zu finden sind, weil die Gaben dafür fehlen. Andererseits kann durch Engagierte, denen ihre Gaben bewusst sind, eine spannende Profilierung der Pfarrgemeinde wachsen.

Übersehen darf man allerdings nicht, dass die Energie und Dynamik, die durch effektiv eingesetzte Gaben aufkommen, leicht dort verpuffen können, wo große Schwachstellen in der Pfarrgemeinde sind (sozusagen ein Leck im Rumpf des Schiffs, das sich Gemeinde nennt). Das kann z. B. ein starkes Kirchturmdenken sein oder wenig ausstrahlende Gottesdienste und Vieles mehr. Gemeinsam mit den Gremien muss dann kritisch überlegt werden, wie man diese Lecks schließen kann.

euangel: *Wie wird die Entdeckung und Entwicklung von Charismen gefördert? Wer ist dafür zuständig? Gibt es dafür bestimmte Strategien oder Instrumente? Sie sprachen schon kurz „Gabenseminare“ an.*

Galluschke: Seit einigen Jahren arbeite ich – auch mit ökumenischen Partnern – mit einem Seminar, das ich bei der größten amerikanischen Freikirche „Willow Creek“ kennengelernt habe. Mit Mitarbeitern haben wir dieses Seminar „katholisiert“ und weiterentwickelt. Es geht dabei darum einen Mix zu erstellen: ein persönliches Profil aus Neigungen – von Gott gegebenen Charismen – Persönlichkeitsstil.

Das geschieht in Einzelarbeit, Tests, Kleingruppen und Plenumsarbeit. In der Regel entdecken dabei Teilnehmer bisher verborgenes in der eigenen Person oder erfahren Bestätigung ihrer Gaben. Ziel ist ein erfüllendes und erfülltes Engagement.

Zuständig für dieses Qualifikationsinstrument sind momentan die Hauptberufler mit dem

Pfarrer, ich habe solche Seminar aber auch schon zusammen mit erfahrenen Gemeindemitgliedern geleitet.

euangel: *Wie verstehen Sie Ihre Leitungsaufgabe in Bezug auf die Charismen? Wie geben Sie den entdeckten – und vielleicht überraschenden – Charismen Raum? Ist das manchmal eine Herausforderung? Wenn ja, wie gehen Sie damit um?*

Galluschke: Meine Aufgabe als Pfarrer sehe ich in vier Schwerpunkten: Hüter der Einheit sein, Charismen entdecken und fördern, Predigt und Sakramentenspendung. Wenn überraschende Charismen zu Tage treten, dann ist es selbstverständlich, dass diese Raum in der Pfarrgemeinde bekommen müssen. Das kann für die Gemeinde schon eine Herausforderung sein, wenn sie Bereiche betreffen, die unüblich sind, oder aber wenn keine Charismen vorhanden sind für Bereiche, die man immer abgedeckt hat – oft mit Mühe und Not und ohne Ausstrahlung.

Eine weitere Herausforderung ist, die Charismenträger nicht an die katholische Pfarrgemeinde zu binden. Sie sind frei, sich in dem gesellschaftlichen Bereich einzusetzen, wo sie möchten – das muss jede und jeder Einzelne selbst entscheiden. Denn Freiheit ist oberstes Gebot – keiner soll rekrutiert werden, aber jeder motiviert werden, seine Gaben zu geben. Es ist spannend darüber nachzudenken, was es bedeutet, wenn sich in Leitungsgremien der Pfarrgemeinde herausstellt, dass es einen deutlichen Schwerpunkt an Gaben der Gastfreundschaft gibt, aber keine im Bereich der Diakonie. Daraus müsste sich auch ein Programm ergeben – auch für die Diakonie.

Grundsätzlich halte ich viel davon, den Charismen ihren Raum zu geben, damit sie ausprobiert werden können, sich entwickeln und zum Geschenk für andere werden können. Wenn das nicht meinen Ideen entspricht, dann ist das auch gut. Auch ein Pfarrer muss lebenslang dazulernen und flexibel sein mit dem, was Gott seiner Gemeinde in den Menschen schenkt.

euangel: *Wenn man den Charismen als Gaben des Heiligen Geistes dabei eine so hohe Priorität gibt – sind der Umbruch hin zu einem großen pastoralen Raum und die Veränderung der Rollen dann als geistlicher Prozess zu verstehen?*

Galluschke: Wir müssen den Umbruch zu einem größeren pastoralen Raum und die Rollenveränderung als geistlichen Prozess gestalten. Allein das Festlegen von neuen Strukturen und das Finden von verantwortlichen Freiwilligen mit Charismen für das, was immer so üblich war, ist in der Gefahr, ohne Ausstrahlung oder blutleer zu sein.

Wir müssen uns auf den Weg machen, die Engagierten zu einem geistlichen Entwicklungsprozess zu motivieren, sie zu begleiten, damit sie dann echte Verantwortung vor Gott und der Kirche übernehmen können. Wenn wir den geistlichen Prozess vergessen, der natürlich nur von dem Einen gesteuert werden kann (und wird!), dann hat Kirche den Geschmack einer mehr oder minder gut organisierten Institution, aber nicht den Geschmack Gottes – und das wäre fatal.

euangel: *Wie würden Sie Ihre persönliche Erfahrung mit der Charismen-Arbeit ganz kurz zusammenfassen?*

Galluschke: Grundsätzlich gilt, was die Arbeit mit und an Charismen angeht: No risk, no fun! UND: Sie bedeutet maximale Partizipation von Getauften und höchstes Vertrauen auf das Wirken Gottes heute.

Charismen, Dienste und die Sendung des laikalen Gottesvolkes. Ein Zwischenruf

Das Nachdenken über Charismen und deren „Organisation“, wie es hier in dieser Ausgabe von euangel versucht wird, berührt letztlich die missionarische Grund-Frage, ob und auf welche Weise die Kirche ihre Sendung verwirklicht.

Neben allen vordergründig „missionarischen“ Techniken und Grundhaltungen führt die Thematik der Charismen und der Dienste hinein in das Zentrum des Verständnisses, wer die Kirche als Gottesvolk in (all) ihren Gliedern ist, wie sie sich versteht und wie sie in ihren Gliedern ihre Heilssendung ausdrückt und realisiert.

Dies scheint derzeit besonders geboten angesichts der Tatsache, dass in Deutschland immer mehr Menschen vor dem Standesamt den Austritt aus der Kirche erklären. Sicher hat dies recht unterschiedliche Gründe, der Austritt steht dann in der Regel als Folge eines auslösenden Impulses und markiert das Ende eines mehr oder weniger langen Entfremdungsprozesses. Bei jüngeren Menschen, die in den Beruf eintreten und erstmalig auf der Gehaltsabrechnung wahrnehmen, was die Kirchenmitgliedschaft sie „kostet“, spielt oft eine Kosten-Nutzen-Abwägung eine Rolle. Andere nutzen den Austritt als öffentliches Zeichen ihres Protestes, dem ganz unterschiedliche mehr oder weniger stichhaltige Begründungen zugrunde liegen. Man kann sogar zunehmend den Eindruck gewinnen, dass der Austritt als Zeichen des Protestes niedrighschwelliger als früher realisiert wird. Um es etwas flapsig zu formulieren: Ob das Licht des Kölner Doms anlässlich einer Pegida-Demonstration eingeschaltet bleibt oder ausgeschaltet wird; die Verantwortlichen der Kirche können machen, was sie wollen, es treten in jedem Falle Menschen aus der Kirche aus.

Ehrlichkeitshalber muss hier jedoch auch gesagt werden, dass sich die Frage nach der Kircheng Zugehörigkeit angesichts der besonderen religionspolitischen Lage in Deutschland in spezifischer Weise stellt, wo die theologisch verstandene Kircheng Zugehörigkeit an die Mitgliedschaft in einer Körperschaft des öffentlichen Rechts in Analogie eines Vereins gekoppelt ist. Das Leipziger Oberverwaltungsgericht lehnte zwar den Antrag des Freiburger Kirchenrechtsprofessors Hartmut Zapp, der aus der Körperschaft des Öffentlichen Rechts (mit Kirchensteuerpflicht), nicht aber aus der Heilsgemeinschaft der Kirche austreten wollte, ab. Auch wenn mancherorts Aufatmen zu hören war, wo man sich um die zukünftige Finanzbasis der Kirche aus der Kirchensteuer sorgt, wird man jedoch sagen können, dass ein säkulares Gericht mitnichten über die theologischen Gesichtspunkte und Hintergründe von Kirchenmitgliedschaft befinden kann.

Jedenfalls wird man dem Thema Kirchenaustritte kirchlicherseits nicht durch kurzfristig realisierte „Feuerwehraktionen“ und PR-Bindungsstrategien beikommen können. So manchen Bestrebungen, das Thema „Kirchenbindung“ in dieser Weise anzugehen, dürfte weder kurz-, erst recht nicht mittel- und langfristig Erfolg beschieden sein. Es zeigt sich vielmehr, dass die grundsätzliche Art und Weise des Kirche-Seins, der Zugehörigkeit und der Partizipation sowie der Kommunikation intern und extern in erneuerter Weise gedacht und praktiziert werden muss.

Nach LG 4 ist die Kirche *communio* und *ministratio*, Gemeinschaft und Dienst. In der Vergangenheit ist möglicherweise zu viel Aufmerksamkeit auf ein Verständnis von Kirche als Gemeinschaft gelegt worden, bei dem darüber hinaus nicht ganz klar war, wer denn in der Kirche eigentlich die Bedingungen formuliert, unter denen die Gemeinschaft existiert und aufrechterhalten wird. Und schließlich sei hier noch die Bemerkung erlaubt, dass Gemeinschaft und Partizipation offenbar nicht mit Geselligkeit und Aktivismus verwechselt werden darf, was in der Realität vieler Pfarreien derzeit zur Krise des bisherigen gemeindlichen Selbstverständnisses führt.

Mit diesen einführenden Überlegungen sind wir bereits mitten in den Thematiken des Verständnisses von der Kirche, der Zugehörigkeit zu ihr, ihrer Sendung, ihren internen Differenzierungen (Charisma und Amtlichkeit), von Partizipation und den Gestalten von kirchlicher Gemeinschaft, die mit der Thematik von Berufung und Leitung verknüpft sind.

Lassen Sie mich noch einige Beobachtungen hinzufügen, die die Aktualität des Themas auf verschiedenen Ebenen zeigen:

Das Erzbistum Paderborn hat im letzten Jahr einen 10-jährigen pastoralen Prozess der Vergewisserung und Positionierung mit einem „Zukunftsbild“ abgeschlossen, das eine klare Option für die Kategorie „Berufung“ zeigt. Weit davon entfernt, hier nur über Priester- und Ordensberufungen zu rasonieren, entfaltet das Erzbistum den Begriff in die Berufung zum Menschsein, die Berufung zum Christsein und erst dann die Berufung zu Diensten und



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Ämtern in der verfassten Kirche. Es zeigt sich also eine Weite, die Berufung von einer schöpfungsgemäßen Grundlage her versteht und damit Christen zum Bewusstmachen ihrer eigenen Berufung ermutigt sowie zur Kooperation mit Menschen, die nicht den christlichen Weg der Berufung gehen.

Anlässlich der Bischofsynode über „Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung“ wurden – zwar kurzfristig, jedoch offenbar bewusst – mittlerweile von Rom her zwei Fragebögen versendet mit dem Ziel, eine möglichst breite Zahl an Gläubigen zu befragen. Ein solches Vorgehen zum Einbezug des Gottesvolkes in der Vorbereitung einer Bischofssynode ist neu und ungewohnt. Inhaltlich zeigen sich in den zusammenfassenden Rückmeldungsvoten der meisten Bischofskonferenzen eine große „Differenz zwischen offizieller kirchlicher Lehre und den Vorstellungen der Laien, ganz zu schweigen von der Praxis“ (Neuner 2015, 15).

Die „Gemeinsame Konferenz“ der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken hat bereits 2010 Arbeitsthesen zum „Zusammenwirken von Charismen und Diensten im priesterlichen, prophetischen und königlichen Volk Gottes“ vorgelegt, die in der Folge dazu führten, dass die Pastoralkommission (K III) und die Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste (K IV) ein gemeinsames Papier erarbeiteten, das anlässlich des 50-jährigen Jubiläums von Lumen Gentium eine Relecture der Berufung zur Heiligkeit als gemeinsame Aufgabe aller in der Sendung der Kirche vornimmt. Leider wird dieses Papier erst kurz nach dieser Ausgabe von euangel erscheinen, man darf jedoch gespannt sein, inwieweit es die Diskussion darüber die hier vorgestellten Gedanken weiter verarbeitet und weiterführt.

Des Weiteren ist kürzlich auch ein Papier der Internationalen Theologischen Kommission zum „Sensus fidei im Leben der Kirche“, dem Glaubenssinn der Gläubigen, erschienen und versucht, die Wechselwirkungen von Glaubenssinn des Einzelnen und des Gottesvolkes, der wissenschaftlichen Theologie und des Lehramtes zu beschreiben.

Schließlich sind die Fragen nach Zugehörigkeit und Partizipation in der Sendung der Kirche für die Veränderungsprozesse in der Pastoral vor Ort deutlich zu spüren. Priestermangel, zunehmende Säkularität in Deutschland und die Veränderungen der pastoralen Strukturen im Sinne der Entstehung größerer pastoraler Räume lassen neu nach der Rolle und der Verantwortung der Getauften und Gefirmten fragen. Die Verantwortlichen sehen sich dem Verdacht ausgesetzt, angesichts des oft genannten dreifachen Mangels (Priester-, Geld-, Gläubigenmangel) ein Downsizing des „alten Systems“ unter unveränderten Vorzeichen als „Aufbruch“ darstellen zu wollen. Oft kommt in der Vermittlung der Grundlagen und Ziele der Veränderungsprozesse nicht an (oder es wird nicht geglaubt), dass es angesichts veränderter sozio-kultureller und mentaler Rahmenbedingungen (Modernisierung) tatsächlich um neue Haltungen und Gestalten von Kirche, letztlich um einen Wechsel des „Betriebssystems“ geht, und nicht nur um die Vergrößerung von Strukturen bei Verbleib in der herkömmlichen pastoralen Logik. Viele Gläubige haben schlichtweg den Eindruck, dass angesichts weniger werdender Priester die „Ehramtlichen“ nun „zwangsläufig“ die „Arbeit“ machen müssten, jedoch immer in Abhängigkeit, unter Kontrolle und als „Helfer“ der „eigentlich“ pastoral Handelnden: des Klerus.

Der (immer noch neue) Papst wird jedoch nicht müde mit seiner Ermutigung und Herausforderung, das Weiter-so-wie-bisher (*business as usual*) zugunsten einer pastoralen Umkehr und Erneuerung hinter sich zu lassen (EG 25; 27). Unter missionarischem Aspekt ist hier nach dem Zusammenhang einer sich als missionarisch verstehenden Kirche und dem Bewusstsein der Sendung der Laien, damit nach einer partizipativen Kirche zu fragen. Damit ist nicht nur das Grundverständnis von den Getauften und Gefirmten angesprochen und von dem, was Gott in ihnen seiner Kirche schenkt, um „seine“ Sendung in der Welt zu realisieren. Damit sind auch die Rollen und das theologische Selbstverständnis von pastoralen Diensten und der Rolle des Priesters erneut herausgefordert, sich zu diesen Fragen in Beziehung zu setzen, also: sich theologisch zu positionieren und eine entsprechende Praxis anzustreben.

In einem jüngst erschienenen Buch „Abschied von der Ständekirche. Plädoyer für eine Theologie des Gottesvolkes“ hat der Systematiker Peter Neuner den Versuch unternommen, die Entwicklung des Verhältnisses von Laien und Klerikern für ein Verständnis der Kirche als Gottesvolk historisch nachzuzeichnen. Seine These: In der Schrift wird das Gottesvolk als Ganzes (alttestamentlich, hebräisch: am) und in seiner Tradition die christliche Gemeinde mit laós bezeichnet. Er zeigt die Tendenz des Neuen Testaments auf, tatsächlich klassische priesterliche Funktionsbezeichnungen zu vermeiden, um sich vom ersttestamentlichen Priesterverständnis zu unterscheiden. Für das Neue Testament ist Jesus Christus selbst der Hohepriester, der ein für alle Mal das Opfer dargebracht hat (vgl. Hebr 10,10–14). Daher vermeidet das NT die eigene priesterliche Semantik (die griechische Übersetzung des hebräischen Wortes für Priester kohen wäre hierieus) innerhalb der christlichen Gemeinde, vielmehr gehören alle Mitglieder des messianisch-eschatologischen Gottesvolkes zu dieser „königlichen Priesterschaft“, dem „auserwählten Geschlecht“ und „heiligen Stamm“ (1 Petr 2,9). Ämter, die sich allmählich entwickeln, werden mit aus der „profanen“ sozialen Wirklichkeit stammenden Funktionsbegriffen (presbyteros – Ältester, episkopos – Aufseher, diakonos – Diener) bezeichnet. Möglicherweise gerade deshalb, um keine Trennung zwischen einem „profanen“ Bereich und der neuen in Christus angebrochenen Wirklichkeit (der Gnade) zu transportieren. Es ist gerade die „profane“ Wirklichkeit, die durch die

Fleischwerdung des Gotteswortes (Inkarnation) und durch das Sterben und die Auferweckung Christi (Pascha) zum angebrochenen Gottesreich als Raum des Heils und der Gottespräsenz geworden ist. Ämter sind in diesem Stadium der frühen Kirche nicht den Charismen entgegen geordnet, sondern sind ihrerseits Teil der verschiedenen Gnadengaben, die Gott seiner Gemeinde als ganzer zur Auferbauung des Leibes Christi (vgl. der Tempel seines Leibes, Joh 2,13–22) schenkt. Neuner unterscheidet die Gruppen der kerygmatischen, ekstatischen, organisatorischen und karitativen Charismen (Neuner 2015, 27f). Es waltet bei aller Verschiedenheit der Charismen eine wahre Gleichheit aller. Bereits im NT zeigt sich jedoch eine „Entwicklungstendenz, die auf Amtlichkeit, auf Ordination und institutionelle Vollmacht hinzielt“ (Neuner 2015, 40). Es gibt also – so Neuner – im NT keinen Sammelbegriff für den Nicht-Amtsträger, der als Subtraktion vom Amt übrigbliebe wie es im heutigen Sprachgebrauch des „Laien“ geschieht; laós umfasst vielmehr das Gottesvolk als Ganzes, auch der Begriff Klerus (von klerós: Los, das einem zufällt, ein Anteil, der durch dieses Los zugeteilt wird) ist noch im Rahmen der Gesamtberufung zum Gottesvolk verstanden (so z.B. 1 Petr 5,3). Der Begriff „Geistlicher“ ist ebenfalls nicht eine reservierte Bezeichnung für Amtsträger, sondern bezeichnet – im Unterschied zu den Nicht-Christen als Nicht-Glaubenden – alle, die aus Christus leben, weil sie seinen Geist empfangen haben. „Alle Begriffe also, die im heutigen Sprachgebrauch Differenzierungen innerhalb der Kirche aussagen und einen Stand im Gegensatz zu einem oder zu mehreren anderen Ständen bezeichnen, sind im Neuen Testament jeweils Umschreibungen der Kirche als Ganzer und aller ihrer Glieder“ (Neuner 2015, 42).

Eine solche Entwicklung hin zu verschiedenen Ständen in der Kirche, die verschiedenen Ebenen (des Heiligen und des Profanen, der Kirche und der Welt) zugeordnet waren, führte über die so genannte „Konstantinische Wende“, bei der kirchliche Ämter Anteil an der staatlichen Aufsicht erhielten, über das Mittelalter und die Neuzeit bis zum Vorabend des II. Vatikanischen Konzils dazu, dass über viele hundert Jahre die Amtsträger als Klerus mit der Kirche identifiziert wurden, der „Restposten“ dagegen, was man dann als „Laien“ bezeichnete, als hörende Kirche, als Objekt der sakramentalen pastoralen Sorge und der „Versorgung“ durch den Klerus verstanden wurde. Erst die theologischen Vorarbeiten und Entwicklungen in der Bibelbewegung, der Liturgischen Bewegung, bei Yves Congar und Karl Rahner führten dazu, dass das Konzil in seinem Verständnis des Gottesvolkes auf das neutestamentliche und frühchristliche Zeugnis zurückgreifen konnte und in *Lumen gentium*, *Gaudium et spes* und in *Apostolicam actuositatem* eine erneuerte Ekklesiologie formulieren konnte. Dazu griff das Konzil auch auf reformatorisch vorgetragene Vorstellungen zurück, wie auf das in Taufe und Firmung (Initiation) übertragene dreifache Amt, zu dem als Teilhabe am Leib Christi der und die Getaufte berufen ist. Zum Priester (heiligen), König (leiten), Prophet (verkündigen) gerufen zu sein, zielt eine Teilhabe am Dienst der Kirche an, was das Heiligen, Leiten und Verkündigen betrifft. Da diese Theologumena aus der Reformationszeit (insbesondere von Calvin) stammten, ist es wiederum verständlich, dass im 16. Jahrhundert das Trienter Konzil sich in der Folge der Reformation theologisch eher auf das Amt und den Amtspriester konzentrierte, um sich von den reformatorischen Ansätzen zu unterscheiden. Mit dem II. Vatikanischen Konzil wird jedoch deutlich: Sakramentalität, in der Taufe vermittelt, wird als Hineingetauchtsein in Christus (vgl. Röm 6) zur Gliedschaft am Leibe Christi verstanden und beruft zur Partizipation in und an der Kirche als dem allumfassenden Heilssakrament (vgl. GS 45; LG 1).

Diese Überlegungen haben Auswirkungen für das Verhältnis der Kirche zum einzelnen Glaubenden. Oft steht zunächst die Kirche im Mittelpunkt des Interesses. Thomas Pröpper hat in seiner Theologischen Anthropologie transzendentalphilosophisch den Gedankengang entfaltet, dass der Mensch als Subjekt personaler Freiheit sich selbst zum Thema wird und die Erfüllung des Menschen als Freiheitssubjekt sich erst an anderer Freiheit erfüllt. Daher setzt für Pröpper das Geschehen zwischen Gott und Mensch die „Ansprechbarkeit“ des Menschen voraus, die von Gott her in der Offenbarung zu einer „Beanspruchung“ wird, auf die der Mensch in Freiheit antworten kann. Das Geschehen zwischen Gott und Mensch zeigt sich somit als eines der Kommunikation, als ein Beziehungsgeschehen. Für ein Verständnis des Evangeliums heißt dies zunächst: Es gibt das Evangelium nicht einfach nur im „luftleeren Raum“ oder als vorhandenes bzw. zuhandenes, gleichsam als Paket. Vielmehr „inszeniert“ es sich zwischenmenschlich und zwischen Gott und Mensch, indem der Mensch als Person am Anderen und mit ihm in der Entfaltung freier Subjekthaftigkeit lebenslang zur Person wird. Das Evangelium ist also eher als ein Prozess, als Verlaufsform wahrzunehmen. Ich muss es mir „an-eignen“, indem ich mich öffne und auf es höre, ich muss es gewissermaßen durch mich hindurchgehen lassen, dass es mit mir „geschieht“. Das Evangelium er-eignet sich immer wieder neu, weil es die Mission (Sendung) Gottes ist (*missio Dei*). Man versucht, an etwas festhalten, was nicht festzuhalten ist, was sich als personales Freiheitsgeschehen je neu ereignet. Es geht also in der Kirche darum, die Wirklichkeit, von der Christus gesprochen hat, in der jeweils personalen Dimension, erlebbar zu machen. Es stehen also nicht primär bestimmte Glaubensinhalte, Moral, Verhaltensweisen, bestimmte religiöse Praktiken, die Institution im Mittelpunkt. Vielmehr geht es beim Kirche-Sein darum, Räume zu eröffnen und Gelegenheiten zu gestalten, dass der einzelne Mensch das Angesprochen-Sein durch Christus als Beanspruchung in seinem Leben erfahren kann. Es ist also weniger so, dass das Ziel des Christseins die Kirche ist, sondern eher umgekehrt: Die Kirche dient dem Ziel der personalen Verbindung des Menschen mit Gott durch Christus. Das ist letztlich die Dimension dessen, was *Lumen gentium* als Sakramentalität entfaltet, wenn es die Kirche in Christus gleichsam als

Sakrament, nämlich Zeichen und Werkzeug (*signum et instrumentum*) für die innigste Vereinigung mit Gott (*intima unio cum Deo*) und für die Einheit des ganzen Menschengeschlechts (*unitas generis humani*) versteht (vgl. LG 1).

Unser Gedankengang bringt uns damit zu einer erneuerten Verhältnisbestimmung von Kirche und Welt. Einerseits wird durch die Anerkennung der Autonomie der zeitlichen Dinge (GS 36) zugestanden, dass, wie es die Luhmannsche Systemtheorie gezeigt hatte, die funktionale Ausdifferenzierung einer Gesellschaft zur Segmentierung von Teilbereichen mit jeweiliger Eigenlogik der Segmente führt. Kirche als institutionalisierte Religion kann in einer solchen modernen Gesellschaft also die Wahrheit ihrer Botschaft zwar einladend anbieten, jedoch nicht monopolistisch durchsetzen. In diesem Sinne kann Säkularität durchaus positiv als Emanzipation gesellschaftlicher Bereiche vor religiöser, insbesondere kircheninstitutioneller Bevormundung und überhaupt erst als Eröffnung eines „Raumes“ einer (als positiver und negativ verstandener Religions-) Freiheit durch den säkularen Verfassungsstaat verstanden werden (vgl. Art. 4 GG), in dem die (nicht nur inhaltlich verstandenen) Beiträge von unterschiedlichen religiös-weltanschaulichen und auch nicht-religiösen Akteuren überhaupt erst ermöglicht werden und für die Gestaltung einer offenen Gesellschaft auch erwünscht sind. Für Christen als Glieder der Kirche bietet sich hier (in einer vorrangig nicht-institutionalisierten Logik von Kirche) ein weites Feld der Kooperation mit „Menschen guten Willens“, Anders-Gläubigen und Nicht-Gläubigen, zur Gestaltung des gemeinsamen Lebensumfeldes aus dem Geist des Evangeliums (vgl. GS 21).

Andererseits hat *Gaudium et Spes* die Logik der Inkarnation des göttlichen Wortes in die Welt ernstgenommen und durchbuchstabiert: Es kann keine klare Trennung von weltlichem und kirchlichem Bereich, kein dualistisches „Zweistockwerk-Denken“ geben, das dann auch zwei entsprechende Stände in der Kirche vorsähe. Damit hat das Konzil in gewisser Weise ein extrinsisches Heilsverständnis (von außen, von oben kommt die Gnade) hinter sich gelassen. Damit verbindet sich auch ein vertieftes und erneuertes Verständnis von der Sakramentalität der Kirche, an der die Glieder des Gottesvolkes kraft ihrer baptismalen Gnade teilhaben. Von daher gewinnen die Charismen ihre Bedeutung, da sie in Christus als dem eigentlichen Grundsakrament, in dem sich Gott und Mensch begegnen, verwurzelt und pneumatologisch entfaltet sind. Sie sind nicht primär Beiträge zu einer „profan-organisatorischen“ Organisation von Kirche (Fähigkeiten, damit der Laden läuft), vielmehr sind sie im Rahmen der kirchlichen Sakramentalität personal verstandene Werkzeuge des göttlichen Wirkens in der Welt.

Der Systematiker Christoph Theobald formuliert im Blick auf die Kirche als universales Heilssakrament im Missionsdekret *Ad Gentes* 1 und 5: „die sich unvorhersehbar zeigenden messianischen Zeichen und die *hic et nunc* geschenkten Charismen überschreiten die klassische Sphäre der sieben Sakramente und damit auch im gewissen Sinne der Kirche, lassen sich aber im biblischen Begriff des $\mu\sigma\tau\acute{\epsilon}\rho\iota\omicron\nu$ (*mysterion*, H.S.) zusammenfassen, dessen körperlich-zeichenhafte Dimension in der Übersetzung mit *sacramentum* präzise erfasst ist“ (Theobald, Lebensstil 211). Für Theobald ist die sakramentale Dimension also eine Zielrichtung des Christentums als Lebensstil: „Die ekklesiale Präsenz des Christentums zeigt sich als spezifisches Begegnungs- und Beziehungsgeschehen in der Welt, das dann sakramental wird, wenn die jeweils in dieses Geschehen einbezogenen Personen, vor allem die letzten einer Gruppe oder Gesellschaft, in ihrer Einzigartigkeit zu messianischen ‚Zeichen‘ werden“ (Theobald 2014, 214f).

Demgegenüber wird man mit Blick auf die pastorale Realität konstatieren müssen, dass das Sakramentenverständnis bei heutigen Zeitgenossen noch weithin den mittelalterlichen Vorstellungskategorien entspricht: In der (punktuellen) „Spendung“ der Sakramente „fließt Gnade“ und ereignet sich das Heil von Christus her, es gibt (ordentliche und außerordentliche) Spender und Empfänger der Sakramente, also Subjekte und Objekte, Leitung heißt in der Kirche zumeist: Priester entscheiden, Laien sind die „Helfer“ des Priesters“, der Priester hat die „Letztverantwortlichkeit“. Ein junger Kaplan formulierte kürzlich auf einer Fortbildungsveranstaltung: „Ist doch alles kein Problem. Letztlich entscheide ich ja als Priester, wohin es lang geht in der Pfarrei.“ Es bleibt ein Problem, wenn priesterliche Identität in negativer Abgrenzung oder Exklusion zu Laien gedacht und formuliert wird. Reservierung von Rechten und Erlaubnisdiskurse: „Was darf ein Laie (oder nicht), was darf ein Diakon, was darf ein Priester?“ sind vermutlich ungeeignet, das Priesteramt theologisch zu definieren, zu erhalten und angesichts des mangelnden Priesternachwuchses attraktiv zu machen. Der Blick auf das Neue Testament und das II. Vatikanische Konzil legt nahe, die Praxis und auch den Sprachgebrauch hinsichtlich der Reservierung der Bezeichnungen „Geistliche“, „Seelsorger“ und „Priester“ zu überprüfen und ggf. im Blick auf die Sendung des gesamten Gottesvolkes anzupassen.

Wenn man diesen Gedanken folgen will, so verändert sich der Blick auf das, was gemeinhin mit „Pastoral“ oder Verkündigung gemeint wird. Weit davon entfernt, über Reservierungen die Aufgaben und Rollen in der Kirche zu definieren, geht es um ein weites Verständnis der Verkündigung, das für die Füllung durch das alltägliche christliche Leben und Zeugnis des Christen und der Christin offen ist. Wer den Begriff „Seelsorge“ exklusiv für den Geweihten verwendet, braucht sich nicht zu wundern, dass Wortschöpfungen wie „beauftragt mit den Aufgaben der Jugendseelsorge“ für einen Gemeindeferenten, nur um den Begriff des „Seelsorgers“ zu vermeiden, mittlerweile auf breites Unverständnis stoßen oder Belustigung hervorrufen. Neuner hält die nachkonziliare Entwicklung, die insbesondere durch die

Dokumente *Christifideles Laici* (1988) und die *Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester* (1997) geprägt ist, für einen Rückschritt hinter das vom Konzil gewollte (Neuner 2015, 171).

Papst Franziskus ermutigt hingegen erneut dazu, das gesamte Gottesvolk als Subjekt der Sendung zu verstehen. Die einschlägigen Stellen in *Evangelii Gaudium* (2013) lassen da keinen Zweifel aufkommen: „Das ganze Volk Gottes verkündet das Evangelium“ (111), „In allen Getauften, vom ersten bis zum letzten, wirkt die heiligende Kraft des Geistes, die zur Evangelisierung drängt“ (119), „Ein Ohr beim Volk“ (154). Für Franziskus sind die Laien nicht die Objekte der Seelsorge, sondern Träger der Evangelisierung: „Die Laien sind schlicht die riesige Mehrheit des Gottesvolkes. In ihrem Dienst steht eine Minderheit: die geweihten Amtsträger“ (102).

Mit einer solchen Entwicklung, die Sendung des gesamten Gottesvolkes als Zeugnis und Pastoral in den Blick zu bekommen, ist dann auch eine Spiritualität der Laien als Glieder des Gottesvolkes verbunden. Es geht nicht um eine weltlose Religiosität, die die natürliche Schöpfung überspringen zu können meint. Vielmehr braucht es für alle Glieder des Gottesvolkes eine Theologie des Alltags, eine Mystik, die die Erfahrung des Unendlichen im Endlichen und damit Gott in der Welt erfahrbar macht.

Angesichts dieser Herausforderungen mutet es seltsam anachronistisch an, wenn Laienengagement nur, insofern es sich in absolutem Gehorsam zum Amt versteht, sozusagen als „Helfer“ oder „Werkzeug“, als verlängerter Arm des Amtes, fungieren darf. In der Vergangenheit wurde dies insbesondere im Streit um die „Katholische Aktion“ deutlich. Auch heute scheint diese Herausforderung nicht überwunden: In den Debatten um die Neue Evangelisierung oder der Synode über die Rolle der Familie in der Evangelisierung zeigt sich – manchmal vermittelt – aber immer wieder die Vorstellung von den Laien als den verlängerten Armen der Hierarchie. In der aktuellen Debatte über Charismen hört man immer wieder, die Prüfung der Charismen, das Befinden über ihre „Kirchlichkeit“, sei Aufgabe der Hierarchie. Auch im Papier über den *Sensus fidei* der Internationalen Theologischen Kommission ist die Tendenz spürbar, den Glaubenssinn des Einzelnen (*sensus fidelis*) und der Gemeinschaft (*sensus fidelium*) letztlich doch an die autoritative Entscheidung durch das Lehramt anzubinden und davon abhängig zu machen.

Aber ist dies nicht vielmehr ein Geschehen, das die Gesamtkirche in einem lebendigen Kommunikationsprozess als Unterscheidung der Geister und unter Moderation der Amtsträger vollziehen muss, welche Charismen authentisch sind und zum Aufbau des Ganzen eingebracht werden können? Dies ist viel schwieriger, als nach Beckmesser-Manier autoritative Entscheidungen zu treffen, und es braucht Zeit und Vertrauen. Aber ist es nicht partizipativer und kommt es nicht dem sakramentalen Charakter der Kirche näher? Was bedeutet dies für die Beauftragungspraxis von Laien durch die Hierarchie? Muss möglichst viel durch Beauftragung an den Amtsträger angebunden werden, damit Ordnung und Kontrolle da ist, was sich als Kirche realisieren darf? Welches Handeln ist aber Ausfluss eines genuin in Taufe und Firmung gründenden Laienapostolates, der aus sich heraus, und nicht erst durch Erlaubnis des Amtsträgers zum authentischen Zeugnis wird? Kann der Amtsträger überhaupt realistischerweise alles wahrnehmen, kontrollieren und entscheiden? Muss er es?

Ich möchte jedoch gerne noch einmal die Frage nach dem Gottesvolk aufnehmen, das nach Franziskus Subjekt der Verkündigung des Evangeliums ist. Was ist das Gottesvolk und wer gehört ihm an? Eine einfache Antwort: die als Gesellschaft (*societas*) in dieser Welt sichtbar verfasste Kirche mit der Taufe als Grundlage und den von Robert Bellarmin her rührenden drei Bindungen (*vincula*) Glaubensbekenntnis (*vinculum liturgicum*), Sakramente (*vinculum sacramentale*) und kirchliche Leitung (*vinculum hierarchicum*, vgl. LG 14 und c. 205 CIC). Das Konzil hat als „pastorales“ jedoch versucht, diese traditionelle Sicht von Gliedschaft an die geänderten ekklesiologischen Bedingungen anzupassen. Obwohl die Kirche als Mysterion, als mystischer Leib Christi, zwar nicht von der sichtbar verfassten Kirche getrennt betrachtet (vgl. LG 8) werden darf, kann das berühmte *subsistit* (LG 10) jedoch gerade als Öffnungsklausel (einer Nicht-Deckungsgleichheit im Sinne direkter Identität) verstanden werden. Auf derselben Ebene ist die Sicht des Konzils von Gliedschaft als persönlichem Willensakt (*votum*, vgl. Begierdetaufe) anzusiedeln. Die Gliedschaft und Zugehörigkeit zum Gottesvolk ist also nicht so einfach zu beschreiben und darf offenbar auch nicht zu eng verstanden werden. Dem tragen pastoraltheologische Entwürfe Rechnung, die bsw. die Religionsgemeinschaft von der (umfassender verstandenen) Pastoralgemeinschaft unterscheiden (Hans-Joachim Sander) oder die einen weiteren Begriff des Gottesvolkes annehmen und dies als eine Herausforderung zur positiven Gestaltung von Pluralität verstehen (Jan Löffeld).

Diese Gedanken haben fundamentale Auswirkungen auf die derzeit laufenden Veränderungen in der pastoralen Landschaft in Deutschland. Warum ist es offenbar so schwer, die Vergrößerung pastoraler Räume als Öffnung zu einer größeren Weite unterschiedlicher Gemeinschaften, pastoraler Orte als Bezeugungsorten des Evangeliums zu sehen? Und nicht vielmehr als ein Downsizing einer überkommenen Kirchen- und Pastoralvorstellung von „Versorgung“ durch Priester und Hauptberufliche, nun unter dem Vorzeichen des Mangels. Kann nicht in Zeiten gesellschaftlicher Differenzierung und Pluralisierung gerade dies als positive Herausforderung, das Wirken Gottes im Hier und Jetzt auf unterschiedliche Weise neu zu entdecken und dann auch zu bezeugen sein? Die Fragen nach einer charismenorientierten, einer partizipativen Kirche und den damit verbundenen

Literatur

Congar, Yves, *Jalons pour une théologie du laïcité*, Paris 1952; deutsch: *Der Laie. Entwurf einer*

Neuorientierungen führen uns direkt hinein in die Fragen nach der Bezeugungsqualität des Evangeliums in einer sich radikal transformierenden sozialen Wirklichkeit. Das, was wir brauchen, sind neue Bilder vom Handeln Gottes, einen neuen Blick auf die vielfältige Kirche und auf das, was Gott in Gang bringt, und was sich dann (auch) als Kirche realisiert. Wenn die verfasste Kirche sich auf eine solche Entdeckungsreise begeben würde, könnte sie vielleicht etwas erleben ...

Eine Reise auf die Philippinen war mit dem Titel „Lern- und Begegnungsreise Partizipative Kirche“ überschrieben. Ich erlebte dort eine Pfarrei in den Randbereichen der Millionenmetropole Manila, zu der 80.000 Katholiken gehören. Der Pfarrer versteht sich als Moderator und Inspirator eines Prozesses, in dem die Menschen ermutigt werden, vor Ort Kirche zu sein. Wir erlebten die Pfarrei als eine Gemeinschaft von Gemeinschaften vor Ort in den Nachbarschaften (*neighborhoods*). Die Menschen kamen zusammen, um zu teilen: Leben, Zeit, den Glauben und die Schrift. *Sharing* scheint mir viel mehr als nur ein vordergründiges, materiales Abgeben zu sein. *Sharing* ist vielmehr eine Chiffre für Partizipation: Teilnehmen und Teilgeben, eben Teilhaben. Dabei haben wir die Ernsthaftigkeit gespürt, Glaube und alltägliches Leben, Gebet, Bibelteilen und Verantwortung füreinander und für andere als Kirche vor Ort zusammenzubringen. Ich habe dort ein Verständnis von Sakramentalität der Kirche wahrgenommen, das sich nicht allein aus dem Amt oder der Praxis des Pfarrers oder der priesterlichen Erlaubnis speist. In Deutschland kann der Beobachter der pastoralen Diskurse und Prozesse oftmals den Eindruck gewinnen, dass es tatsächlich um eine „Versorgung“ geht, weil das eigentlich Kirchliche letztlich doch vom Priester/Amtsträger gewirkt würde. Die Redeweise ist entlarvend: Anstatt „Wir gehen in die Kirche“ müsste gesagt werden: „Wir sind Kirche vor Ort auf unterschiedliche Weise.“

Natürlich bedeutet ein solcher Umschwung des Verständnisses eine hohe Herausforderung zunächst für alle Gläubigen, dann aber auch und erst recht für die Priester und die Hauptberuflichen in der Pastoral. (Kann man diese noch „Mitarbeiter“ nennen? Wessen Mitarbeiter sind sie, des Gottesvolkes oder des vorgesetzten Pfarrers?) Yves Congar schrieb: „Es bleibt noch viel zu tun, um die Laien von der Manie zu heilen, immer Bestimmungen zu suchen, die sie von der Verpflichtung entbinden, selber ihre Probleme zu durchdenken – und die Kleriker von ihrer Gewohnheit, alles vorzusehen, zu entscheiden und vorzuschreiben.“ (Congar, 1964, 715) Der Professionalisierungsschub nach dem Zweiten Weltkrieg hat in Deutschland eine bunte Landschaft von pastoralen Diensten mit sich gebracht, pastorale hauptberufliche Laiendienste sind kirchenhistorisch gesehen ein relativ junges und ein nordeuropäisches Phänomen. Unterschiedliche Einsatzfelder in den Bistümern haben für die hauptberuflichen pastoralen Dienste zu unterschiedliche Profilierung geführt. Diskursflächen ergeben sich einerseits im Verständnis des Miteinanders von Priester und Laien, dann aber auch im Spannungsfeld von pastoraler Aufgabe in Pfarrei und/oder kategorialen Seelsorgefeld. Des Weiteren ergeben sich Reibungsflächen zwischen den einzelnen Berufsgruppen, bsw. der Ständigen Diakone, der Pastoralreferenten und Gemeindereferenten, die in theologischer und pastoral-praktischer Hinsicht in den größeren pastoralen Räumen zunehmend neu herausgefordert werden. Dies kann nur gelingen, wenn alle hauptberuflichen Dienste sich tatsächlich im Dienst an der Gesamtverantwortung des Gottesvolkes verstehen, um die Pastoral des Gottesvolkes zu unterstützen und zu entwickeln.

Theologie des Laientums, Stuttgart 31964.

Gemeinsame Konferenz von DBK und ZdK, Das Zusammenwirken von Charismen und Diensten im priesterlichen, prophetischen und königlichen Volk Gottes (Arbeitsthesen des Beirates „Priester und Laien“, entstanden aus der Projektgruppe 1), Bensberg 2010.

Internationale Theologische Kommission, Sensus fidei im Leben der Kirche, Vatikanstadt 2014.

Löffel, Jan, Das andere Volk Gottes. Eine Pluralitätsherausforderung für die Pastoral (EThSt 99), Würzburg 2011.

Neuner, Peter, Abschied von der Ständekirche. Plädoyer für eine Theologie des Gottesvolkes, Freiburg i. Br. 2015.

Pröpfer, Thomas, Theologische Anthropologie, Freiburg i. Br. 2011.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194), Bonn 2013.

Sternberg, Thomas, Kirche der Laien. Der Wandel in den Gemeinden wird Auswirkungen auf die Ämtertheologie haben, in: Herder Korrespondenz 69 (2015), 119–124.

Theobald, Christoph, Das Christliche als Lebensstil. Die Suche nach einer zukunftsfähigen Gestalt von Kirche aus einer französischen Perspektive, in: Böttigheimer, Christoph (Hg.), Zweites Vatikanisches Konzil (QD 261), Freiburg i. Br. 2014, 203–219.

Der Laie und die Heiligung der Welt. Antwort auf eine Umfrage; in: Wort und Wahrheit 13 (1958) 46-48; auch: Pieper, Josef, Tradition als Herausforderung, München 1963, 139-144.339.

Pegida & Co. – Herausforderung für Gesellschaft und Kirche

Pegida ist nicht nur ein Demonstrationenzug in Dresden, sondern auch ein Symptom für eine Suche nach „rechter Alternativität“ in breiten Schichten der Bevölkerung. Somit weist Pegida auf Herausforderungen für unsere Gesellschaft und – gerade im Sinne einer missionarischen Pastoral – für die Kirche hin. Dem geht dieser Essay nach – in aller Kürze und (gerade angesichts der weiterhin stattfindenden Pegida-Demonstrationen) auch in aller Vorläufigkeit.

Erinnert sich eigentlich noch jemand an ... Pegida? Zum Jahreswechsel 2014/2015 schien sich die Zahl der Teilnehmer jede Woche zu vergrößern – in Dresden waren es nach Polizeiangaben bis zu 25.000 –, und Ableger schossen in ganz Deutschland wie Pilze aus dem Boden. Doch mittlerweile ist die Pegida-Bewegung weitgehend aus den Schlagzeilen verschwunden. Heißt das, dass wir sie getrost vergessen können?

Nicht, wenn man Pegida als ein Symptom für größere Konstellationen und grundlegende Entwicklungen innerhalb unserer Gesellschaft betrachtet. Dann kann das Pegida-Phänomen ein heuristisches Mittel darstellen, um aktuelle Herausforderungen zu identifizieren – gerade auch für Kirche und Christentum, und das nicht nur, aber auch, weil es eine deutliche Nähe mancher kirchlicher Kreise zu Pegida & Co. gibt. Machen wir uns also auf die Suche nach diesem „& Co.“, indem wir typische Themen und Forderungen der Dresdner Pegida-Bewegung als Ausgangspunkt nehmen.

Themen und Forderungen

Bei dieser Suche sind das „Positionspapier“ der Pegida vom Dezember 2014 sowie die neueren „Dresdner Thesen“ (von Mitte Februar 2015) zwar durchaus hilfreich (vgl. Positionspapier 2014; Dresdner Thesen 2015); doch ist Etliches unklar formuliert, und die Zusammenstellung von Aussagen im Positionspapier wirkt ziemlich ungeordnet, geradezu wirr. Zudem stellten Beobachter eine deutliche Diskrepanz zwischen dem wie einem Feigenblatt hochgehaltenen Positionspapier und dem auf den Demonstrationen Gesagten fest, wo oftmals nicht nur einseitiger als im Papier gesprochen und polemisiert wurde, sondern auch noch andere Themen angesprochen wurden. So haben wir es mit einer Fülle von Forderungen und Themen zu tun, aus der wir nur einige herausgreifen können (vgl. dazu Engelmann/Lamprecht 2015; Lamprecht 2015, 85–89):

- **Flüchtlinge/Zuwanderung:** Hier ist die Rede von einer „Masseneinwanderung“, die gesteuert und begrenzt werden soll. Nur unzureichend wird zwischen Asylbewerbern und sonstigen Zuwanderern (z. B. EU-Binnenmigration) unterschieden; außerdem wird ausgeblendet, dass es parallel auch eine starke Abwanderung gibt und dass Arbeitsmigration aus Nicht-EU-Staaten stark reglementiert ist.
- **Islam:** Im Kontext der Angst vor Überfremdung gerät insbesondere der Islam in den Blick. Mit der Thematisierung islamistischer Gewalt und dem Stichwort „Islamisierung“ kommen wir zu zwei grundlegenden Aspekten: Sicherheit und Kultur.
- **Sicherheit:** U. a. wird eine Stärkung der Polizei verlangt, aber auch die Forderung nach konsequentem Vorgehen speziell gegenüber straffällig gewordenen Flüchtlingen und Migranten passt dazu und zeigt zugleich die besondere Fokussierung dieses Sicherheitsbedürfnisses auf die Konfrontation mit Fremden.
- **Kultur:** „Christliches Abendland“ ist nicht als Einsatz für ein lebendiges Christentum zu verstehen, sondern dient als Chiffre für die Bewahrung eines eher traditionellen, nicht von Pluralität geprägten Umfelds. Auch sonst steht hinter vielen Forderungen die Frage nach einer „deutschen Kultur“, die durch Migranten, Muslime etc. herausgefordert ist.
- **„Genderisierung“ und Familienpolitik:** Mit „Genderisierung“ wird Bezug genommen auf ein verschwörungstheoretisch geprägtes Konstrukt, das unter Missdeutung des Begriffs „Gender-Mainstreaming“ eine planmäßige Zerstörung traditioneller Sexualethik und Familien behauptet (vgl. Lamprecht 2010). Damit verknüpft ist die Sorge um den demographischen Wandel.
- **Haltung zu Russland:** Bei der Forderung nach einem neuen Verhältnis zu Russland könnte neben Kriegsangst auch die Vorstellung von Putin-Russland als einem Gegenmodell zu einem als zu liberal und pluralistisch empfundenen Europa/Deutschland mitspielen.



Dr. Martin Hochholzer ist Referent der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

- EU: Auch wenn die EU in den Pegida-Papieren nicht ausdrücklich genannt wird, so ist doch offenkundig das Unbehagen an ihr der Subtext hinter manchen Forderungen. In den „Dresdner Thesen“ lässt sich etwa in der Forderung eines „friedlichen, europäischen Verbundes starker souveräner Nationalstaaten in freier politischer und wirtschaftlicher Selbstbestimmung“ der Entwurf eines Gegenmodells zur EU ausmachen.
- Politisches System/Volksentscheide: Pegida versteht sich als Bewegung, die Themen anspricht, mit denen Bürger sonst bei der etablierten Politik nur unzureichend Gehör fänden; diese Politik wird entsprechend kritisiert und besitzt bei den Pegida-Teilnehmern kaum Vertrauen. Dazu passen auch die Forderung nach Volksentscheiden auf Bundesebene sowie eine scharfe Medienkritik.
- Medienkritik: Das Schlagwort „Lügenpresse“ impliziert, dass die „Mainstream-Medien“ bewusst bestimmte Informationen und Themen unterdrücken würden.

Will man dieses Bündel an Themen und Forderungen auf einen Nenner bringen, könnte man von der Suche nach einer „rechten Alternativität“ sprechen – doch das bedarf näherer Erläuterung:

„Alternativität“ bedeutet, dass es nicht nur um die Korrektur einzelner Details geht, sondern um einen grundsätzlichen, umfassenden Wandel in Politik und Gesellschaft.

Weiterhin sind die Themen typisch für ein politisch „rechtes“ Spektrum (zur genaueren Bestimmung von „rechts“ siehe unten) – daran ändern auch vereinzelt Einsprengsel wie die Forderungen nach „sexueller Selbstbestimmung“ oder nach Aufnahme von Verfolgten nichts, ebenso wenig die proklamierte Ablehnung von Radikalismus.

Cantus firmus ist die Abwehr des bedrohlichen Fremden („Islamisierung“, „Masseneinwanderung“, fremde Kulturen, „Genderisierung“, in gewissem Sinne auch Souveränitätsabgabe an die EU, Kriminalität und sozialer Abstieg) zugunsten eines idealisierten Bildes vom „christlichen Abendland“, das für das Eigene, Gewohnte, Nicht-Plurale steht.

Auch wenn es vom Einzelnen durchaus Mut erfordern kann, bei einer Pegida-Demonstration mitzugehen, ist die Agenda von Pegida mehr noch als von Nöten und Sorgen von Ängsten geprägt: Angst vor Verlust (oder Teilen-Müssen) dessen, was man hat (sozial, kulturell, finanziell) – oder vor noch weiterem Verlust dessen, was man gerne hätte, was man aber sowieso nicht mehr hat (etwa eine einheitliche Gesellschaft); denn z. B. die Pluralisierung der deutschen Gesellschaft ist bereits ständig fortschreitende Realität. Gerade das mittelalterlich anmutende, letztlich aber romantisierende Bild vom „christlichen Abendland“ verweist auf ein deutliches Maß an Modernitätsverweigerung, gepaart mit einem ebenfalls deutlichen Maß an Realitätsverweigerung bis hin zu Verschwörungstheorien, was etwa den Blick auf die Realitäten von Migration, Medienbetrieb, „Islamisierung“ und internationaler Politik betrifft. (Zu den Verknüpfungen zu rechtspopulistischen und sogar rechtsextremen Agenden kommen wir gleich.)

Gerade der Tatsache, dass man sich mit solchen Forderungen tendenziell jenseits rationaler, seriöser öffentlicher Diskurse positioniert, korrespondiert aber ein weiteres Grundanliegen: der Wunsch nach Verständnis und Respekt, der Wunsch, Gehör zu finden bei den Medien und bei der Politik. Das passt dazu, wie Harald Lamprecht den Erfolg der Pegida-Bewegung gerade in Dresden erklärt: Neben dem Verweis auf die Anziehungskraft des „Originals“ und auf die mangelnden realen Erfahrungen im normalen Umgang mit Ausländern in Sachsen (da es dort nur recht wenige gibt) nennt er eine Unterentwicklung der demokratischen Kultur in Sachsen durch „über 25 Jahre stabile Machtverhältnisse“ (Lamprecht 2015, 89).

Trends, Akteure und Vernetzungen

Wir wollen in diesem Artikel ja Pegida als Symptom betrachten und so generellen Entwicklungen in der deutschen Gesellschaft auf die Spur kommen. Dazu begeben wir uns auf die Suche danach, wer sonst noch für Pegida typische Themen vertritt bzw. zu welchen Gruppen personelle Verbindungen bestehen.

Auch wenn sicherlich der größte Teil der Pegideteilnehmer ehrlichen Herzens erklären kann, nichts mit Nazis zu tun haben zu wollen: Ein großer Teil der oben genannten Themen deckt sich mit denen von Rechtspopulisten und -radikalen. An dieser grundsätzlichen Feststellung ändert auch nichts, dass in den beiden veröffentlichten Papieren von Pegida gemäßiger, konzilianter und differenzierter formuliert wird, als dies Rechtsextreme unter sich tun. Die Tendenz der Papiere und erst recht die der Reden bei den Versammlungen geht in die Richtung von rechtsextremen Polemiken gegen „Nichtdeutsche/Nichtdeutsches“ (Ausländer/Flüchtlinge, Islam) durch Überbetonung problematischer Aspekte, verbunden mit Forderungen nach kultureller Einheit und Stärkung des eigenen Volkes (Steigerung der Geburtenrate, EU- Feindlichkeit). Engelmann/Lamprecht zum Positionspapier: „Insgesamt scheint das Papier in seinem Grundduktus die Pegida-Bewegung in einer bürgerlichen Mitte positionieren zu wollen. Aber es enthält keine positiven Aussagen zu kultureller Vielfalt und bleibt daher an ein völkisch-nationalistisches Denken anschlussfähig“ (Engelmann/Lamprecht 2015).

Doch nicht nur thematisch gibt es Nähe, sondern auch personell. Es ist ein offenes

Geheimnis, dass sich auch Rechtsextreme unter den Pegidianern befinden. Olaf Sundermeyer identifiziert „rechtsmotivierte“ Hooligans als eine Kerntruppe – zu der Pegida-Gründer Lutz Bachmann gute Beziehungen hat (vgl. Sundermeyer 2015); ein wichtiges Verbindungsglied ist hierbei der Protest gegen Salafisten durch Hogesa (Hooligans gegen Salafisten), der im Oktober letzten Jahres in Köln zu schweren Ausschreitungen geführt hat. Noch deutlicher sind die Verbindungen ins rechtsextreme Spektrum bei anderen „Gidas“, etwa bei Legida in Leipzig (vgl. Lamprecht 2015, 87 f.).

Es muss beunruhigen, dass sich Zehntausende von „normalen“ Bürgern in die Nähe von rechtsradikalen und rechtsextremen Akteuren begeben, doch wird das verständlich im Kontext gegenwärtiger rechter Strategien, die stark auf Themen, Aktivitäten und Medien mit Scharnierfunktion setzen: Anstatt mit offenkundig rechtsextremen und radikal formulierten Parolen abzuschrecken, gibt man sich gemäßigt, bürgernah, offen für die Sorgen der Menschen (vgl. Strube 2013, 31–35) – wie die Pegida-Papiere. Doch auch andere Organisationen, Aktionen Medien und Personen, die gar nicht aus dem politisch rechten Spektrum stammen, können eine solche Scharnierfunktion (ungewollt, aber möglicherweise grob fahrlässig) haben und damit zum „harten“ Rechtsextremismus hinführen. Wir werden im Folgenden einigen Beispielen begegnen.

Teilweise frappierend sind die Ähnlichkeiten zwischen den „Politischen Leitlinien der Alternative für Deutschland“ (AfD) (vgl. Politische Leitlinien 2015) und den Pegida-Papieren. Von daher verwundert es nicht, dass es auch Gespräche zwischen AfDlern und Pegida gegeben hat. Zudem deuten sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu Pegida auf eine hohe Affinität der Pegida-Teilnehmer zur AfD hin (vgl. Patriotische Europäer 2015). Die AfD ist zudem mit ihren Wahlerfolgen gerade bei den letzten Landtagswahlen in Ostdeutschland ein Indiz für das Potential an Menschen, das sich mit einer „rechten Alternative“ ansprechen lässt.

Auch bei anderen Parteien finden wir deutliche thematische Ähnlichkeiten: Die Christliche Mitte und ProNRW z. B. weisen ebenfalls in ihrer Programmatik die Verbindung von Schüren von Islamangst und Hochhalten einer „traditionellen Kultur“ auf. Doch sind diese Parteien vom Wahlerfolg her gesehen auf Deutschlandebene so unbedeutend, dass in ähnliche Richtungen gehende populistische Ausfälle von Politikern etablierter Parteien vielleicht als noch gefährlicher zu gewichten sind.

Einen näheren Blick lohnen Volksbewegungen der letzten Jahre. Die aktuellen Proteste gegen neue Stromtrassen in Bayern z. B. zeigen zwar keine thematische Nähe zu Pegida, demonstrieren aber, wie sich Bürger überregional vernetzen und vehement gegen gewählte Regierungen eigene Interessen durchzusetzen versuchen. Eine inhaltliche Verbindung besteht dagegen zu den Protesten gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg (wo es u. a. auch um Offenheit für verschiedene sexuelle Orientierungen geht) über das Thema „Genderisierung“ sowie zu vielen anderen mehr lokalen Protesten etwa gegen Asylbewerberunterkünfte. Das alles weist gemeinsam mit den Wahlerfolgen neu entstandener Parteien auf eine Suche nach Alternativen zu „etablierter“ Politik hin, die sich freilich zersplittert (besonders deutlich bei der Europawahl 2014: die Vielzahl von Kleinstparteien, die Mandate erhielten), in verschiedene politische Richtungen geht und sich oft nur in punktuellen Protesten äußert.

Gerade die bei Pegida-Kundgebungen üblichen „Lügenpresse“-Rufe führen uns zu den Medien, genauer: zu Verlagen, Internetressourcen und Publizisten, die das rechts-alternative Weltbild stützen, das wir bei Pegida finden. Hier kann nur exemplarisch Weniges genannt werden:

- Politically Incorrect: Dieser „Klassiker“ unter den islamfeindlichen Internetseiten, eng verbunden mit Pegida, sei stellvertretend für eine Vielzahl von anderen antiislamischen Websites genannt (vgl. die Liste bei Schiffer 2009, 341–343).
- Das Magazin „Blaue Narzisse“ und die Wochenzeitung „Junge Freiheit“ sind zwei Beispiele für Medien aus dem Bereich der „Neuen Rechten“, beide mit Kontakten zu Pegida und zur AfD. Als „Scharniermedien“ stellen sie eine Verbindung zu explizit rechtsextremem Gedankengut her.
- Neben anderen Verlagen bietet insbesondere der Kopp-Verlag eine Fülle an alternativen, stark verschwörungstheoretisch geprägten Welterklärungen. Verschiedene Themen, die uns bei Pegida begegnen, kulminieren im Verlagsprogramm – exemplarisch in Udo Ulfkotte, der regelmäßig in diesem Verlag publiziert: zu „Islamisierung“, politischer Korrektheit, den Kosten von Migration ... Derzeit ist sein Buch „Gekaufte Journalisten“ weit oben in der Spiegel-Bestsellerliste – ein deutlicher Hinweis auf das Verbreitungspotential solcher Stimmungsmache. Dass Ulfkotte am 5. Januar 2015 bei Pegida in Dresden als Redner auftrat, verwundert daher nicht.

- Wer von den Pegida-Thesen aus der Spur „Gender-Ideologie“ mit einer Internetsuchmaschine folgt, trifft auf ein Netzwerk von Akteuren, das zwei Merkmale aufweist: 1.) Die Verfechter dieser Theorie bewegen sich jenseits anerkannter wissenschaftlicher Diskurse. 2.) Neben den politisch rechten Kreisen, denen wir schon nachgegangen sind, treffen wir hier v. a. auf ein konservatives bis fundamentalistisches christliches Milieu. So sind auch die wohl prominentesten Vertreterinnen der Theorie im deutschsprachigen Raum, die Publizistinnen Gabriele Kuby und Birgit Kelle, im konservativ-fundamentalistischen Katholizismus beheimatet.
- Auch andere Pegida-Thematiken – etwa die Sehnsucht nach einem „christlichen Abendland“, Islamophobie oder der Widerstand gegen einen liberalen Medien-„Mainstream“ – finden sich in Medien von konservativ-fundamentalistischen Protestanten und Katholiken (vgl. Strube 2013, 57–66).

Manche Christen sind also durchaus empfänglich für rechtes Gedankengut, gerade wenn es als kompatibel mit konservativen/fundamentalistischen Glaubenspositionen präsentiert wird und mit einem kulturpessimistischen/dualistischen Gesellschafts- und Weltbild korreliert. Immer wieder sind auch Christen als Unterstützer und Teilnehmer der Pegida-Bewegung aufgefallen (vgl. exemplarisch Koch 2015).

Doch auch bei Menschen aus „esoterisch“-alternativen Kreisen können sich thematische Ähnlichkeiten zu einem rechts-alternativen Weltbild zeigen. Verbindungspunkt ist hier zum einen ein tief sitzendes Misstrauen gegen das herkömmliche „System“, das sich etwa in Impfverweigerung ausdrückt, da man der Pharmedien (und den Mainstream-Medien) nicht traut; so können auch Verschwörungstheorien mit Rechten geteilt werden. Zum anderen und auf einer grundsätzlichen Ebene zeigen sich in esoterischen Kreisen die Unzufriedenheit mit den derzeitigen Bedingungen und die Suche nach einer alternativen Gesellschaft. Direkte personelle Verknüpfungen mit Pegida-Organisatoren sind zwar nicht erkennbar, doch zeigt die Existenz von „Brauner Esoterik“ (z. B. Reichsbürger-Bewegung, Ryke Geerd Hamer) die grundsätzliche Offenheit esoterischen Denkens auch für rechtes Gedankengut und die Gefahr, autoritäre, illiberale Strukturen hinzunehmen und zu schaffen.

Darüber hinaus lässt sich die Suche nach Alternativität als ein großer religiös-weltanschaulicher Trend ausmachen, der sich freilich in ganz unterschiedliche Richtungen ausdifferenziert: esoterisch, salafistisch, evangelikal, verschiedentlich neureligiös ... – oder auch neoatheistisch. Dabei gibt es gelegentlich Überschneidungen mit rechten bzw. mit Pegida-Thematiken, doch lässt sich außer einer allgemeinen Unzufriedenheit mit den derzeitigen Verhältnissen wohl kaum ein gemeinsamer Nenner ausmachen. Deutlich wird aber: Viele Menschen sind empfänglich für Alternativität – oder auch nur für Kritik am Bestehenden.

Deutlich erkennbar sind dagegen viele internationale Verknüpfungen von Pegida: Man denke nur an die Pegida-Ableger im benachbarten europäischen Ausland oder daran, wie sich Pegida immer wieder auf das Vorbild anderer Länder bezieht. Dass es in anderen europäischen Ländern ein ähnliches Potential an Islam-, Ausländer- und EU-Feindlichkeit gibt, wurde etwa bei der Schweizer Volksabstimmung gegen den Bau von Minaretten 2009 oder bei der letzten Europawahl deutlich.

Pegida & Co. – grundlegende Herausforderung unserer Gesellschaft

Pegida ist also keineswegs im luftleeren Raum entstanden. Vielmehr lässt sie sich einordnen in ein gewaltiges Netz aus thematischen und personellen Verknüpfungen – national und international. Die Verbindungslinien über Rechtspopulismus und die „Neue Rechte“ hinaus bis hin zum „harten“ Rechtsextremismus sind nicht zu leugnen, ebenso wenig aber auch die Anschlussfähigkeit an andere „Szenen“, z. B. die konservativ-fundamentalistischen Christen. Die wahre Bedeutung von Pegida als Symptom wird jedoch erst deutlich, wenn man bedenkt, wie typische Themen der „rechten Alternativität“ nicht nur Sympathien bei breiten Bevölkerungsschichten finden, sondern auch zumindest punktuell große Zahlen an Unterstützern außerhalb des engeren rechten Feldes aktivieren können: etwa als Nutzer einschlägiger Medien, bei Protestkundgebungen und bei Wahlen.

Vor diesem Hintergrund sind viele Teilnehmer von Pegida-Demonstrationen – die wegen einer gewissen Unzufriedenheit hingehen, wegen einer Beunruhigung, weil ihnen Dinge unter den Nägeln brennen, weil sie sich um ihr Land sorgen – nur bedingt „unschuldig“: im Sinne von „wohlmeinend“, aber auch „naiv“. Denn viele Akteure in Dresden und erst recht in anderen „Gidas“ sind keineswegs „unschuldig“, sondern stehen in Kontakt oder sind selbst Mitglied der rechten/rechtsextremen Szene. Und genauso wenig „unschuldig“ sind viele der Themen und der damit verbundenen Theorien, die die Pegida-Bewegung transportiert. Ein „Das wird man ja wohl noch mal sagen dürfen!“, das man angesichts eines solchen Vorwurfs schnell hört, ist Problemanzeige: Gerade die vordergründige „Verbürgerlichung“ verschleiern einen erbitterten Kulturkampf, eine Gefahr für unsere Gesellschaft, unsere Demokratie und unsere Verfassung – und letztlich für Leib und Leben.

Die oben skizzierte „rechte Alternativität“ zielt nämlich in letzter Konsequenz nicht auf eine

Reform, sondern auf eine Ersetzung von freiheitlicher und pluralistischer Gesellschaft und Demokratie. Deshalb steht sie zu Recht unter Beobachtung des Verfassungsschutzes und wird im Kontext einer wehrhaften Demokratie auch bekämpft. Die „Softversionen“ – etwa die „Neue Rechte“ und „Pegida“ – sind wohl nicht weniger gefährlich, da sie eine größere Breitenwirkung entfalten und durch die Hintertür rechtsextremes Gedankengut transportieren. Sie lassen sich aber durchaus auch als fundamentale Anfragen an das derzeitige Deutschland lesen. (Damit ist noch nichts dazu gesagt, ob man über diese Fragen eine Diskussion mit rechten Kreisen versuchen soll oder ob man dies lieber vermeidet, um diesen kein öffentliches Podium zu bieten.) Solche Grundfragen betreffen u. a. folgende Bereiche:

- Demokratie: Demokratische Prozesse und Entscheidungen sind häufig langwierig, mühsam und von Kompromissen geprägt – und können es nicht jedem recht machen. Das lässt manche Menschen nach „Abkürzungen“ (z. B. Volksentscheide) und nach Alternativstrukturen (die „Straße“ oder gar die Abschaffung von Demokratie) suchen. Eine wachsende Zahl von Nichtwählern wirft die Frage auf, wie viel bürgerlichen Einsatz unsere Demokratie braucht, und umgekehrt, wie viel politische Abstinenz sie noch verträgt.
- Pluralismus: Bekennt man sich zu einer offenen, pluralen Gesellschaft? Oder meint man, etwa aus „Selbstschutz“ die kulturelle Vielfalt zugunsten einer stärkeren Homogenität einschränken zu müssen? Dies tangiert jedoch den Gleichheitsgrundsatz und andere fundamentale Menschenrechte.
- Integration: Erwartet man Integration – etwa gar im Sinne völliger Assimilierung – nur von den „anderen“? Oder ist Integration angesichts einer sich ständig wandelnden gesellschaftlichen Realität nicht eine Daueraufgabe für jeden, eine durchaus auch bereichernde Herausforderung?
- Solidarität: Wie viel Solidarität wagt man? Gilt diese Solidarität vornehmlich den „eigenen Leuten“, oder nimmt man gerade auch die Benachteiligten, die Randgruppen, die Fremden in den Blick? Wie weit haben „nationale Interessen“ Vorrang – und was sind überhaupt diese „nationalen Interessen“ in einer zunehmend global vernetzten Welt?
- Informations- und Diskussionskultur: Wer hat die Meinungshoheit? Wie weit gilt Meinungsfreiheit? Inwieweit werden „abweichende“, „unliebsame“ Meinungen toleriert? Und wie geht man mit anderen Meinungen und mit Andersdenkenden um: sachlich, fair und differenziert argumentierend oder polemisierend und mit Mitteln der Stimmungsmache? Schließlich: Ist man bereit, sich von seriöser, wissenschaftlicher Empirie leiten zu lassen, oder stützt man sich blickverengt und ohne ausreichende Qualitätsprüfung auf „Informationen“, die zur eigenen Meinung passen, und blendet andere aus?
- Religionsfreiheit: Ein Lackmустest für die eigene Haltung zu Pluralität, Freiheit und Menschenrechten ist der Umgang mit Religionsfreiheit, da gerade Religion oft mit Emotionen und ganz persönlichen Überzeugungen verbunden ist. Bei Muslimen in Deutschland kommt zudem als weiteres Element stark die Konfrontation mit einer fremden Kultur hinzu – und islamistischer Fundamentalismus und Terrorismus machen erst recht einen offenen und zugleich kritischen Umgang mit dem Islam zu einer Gratwanderung.

Insgesamt stellt sich also die Frage, ob das derzeitige deutsche „System“ – freiheitliche Demokratie, Pluralismus, Meinungsfreiheit, Menschenrechte, soziale Marktwirtschaft, europäische Einbindung via EU etc. – auch angesichts großer Herausforderungen weiterhin trägt. Die „rechte Alternative“ scheint diese Ordnung, die die Menschen in einem großen Maß an Freiheit, Sicherheit, Frieden und Wohlstand leben lässt, insbesondere am „Ansetzpunkt“ Pluralismus über den „Hebel“ Selbstschutz/Bewahrung des Eigenen anzugehen. Menschen, die sich von dieser rechten Problematisierung ansprechen lassen und beispielsweise in bester Absicht und fernab von Sympathien für Rechtsextremismus bei Pegida mitlaufen, übersehen freilich, dass sie über diesen „Ansetzpunkt“ auch die anderen System-Bausteine, also das ganze demokratische Gefüge ins Wanken bringen können.

Entlarvend für diese wohlmeinende, aber gefährliche Naivität ist die Sympathie mancher für Putin-Russland, das sich derzeit als das große Gegenmodell zur (west-)europäischen Friedensordnung geriert. Andreas Püttmann schilderte jüngst in einem Aufsatz (vgl. Püttmann 2015), welche Faszination das Putin-Reich auf konservative und fundamentalistische Christen auszuüben vermag, weil diese auf bestimmte konservativ-reaktionäre Aspekte russischer Politik (z. B. Förderung großer Familien, schwulenfeindliche Politik, Hochhalten traditioneller Werte) fixiert sind und anderes ausblenden: die Zerstörung von Demokratie und Freiheit in Russland sowie die Durchsetzung machtpolitischer Interessen mit Gewalt.

Hier wird das Gefährliche dieser „naiven“, „unschuldigen“, wohlmeinenden „Vorbehalte“ gegenüber der derzeitigen gesellschaftlichen Realität in Deutschland deutlich: In ihnen liegt eine schleichende Bedrohung – zuerst für Minderheiten, dann aber auch für die breite Masse der Bevölkerung. Dennoch: Es soll hier kein Alarmismus betrieben werden. Die deutsche

Zivilgesellschaft ist widerstandsfähig, und man kann sie sogar als durch die Auseinandersetzung mit Pegida gestärkt betrachten (so Olaf Sundermeyer bei einem Vortrag).

Aber Wachsamkeit ist geboten – und Engagement. Das gilt auch für die Kirche, ist sie doch nicht nur kritischer Beobachter, sondern schon längst in Pegida & Co. „verwickelt“ und an manchen Stellen unmittelbar herausgefordert.

Und die Kirche?

Was ist also Aufgabe von Kirche – im Sinne einer missionarischen Pastoral, die sich von einer frohen Botschaft in Auftrag nehmen lässt, die dem Leben dient, gerade auch dem der Schwachen, Ausgegrenzten und Fremden?

Zuerst einmal geht es darum, die eigene Position zu klären. Zwar haben sich die christlichen Kirchen in Sachsen von Pegida distanziert – was wichtig und notwendig war. Doch treffen solche Distanzierungen nur die Spitze des Eisberges bzw. ein Symptom eines ganzen rechten Netzwerkes. Und auch wenn es eigentlich klar zu sein scheint, dass Christen in Deutschland auf der Seite von Demokratie, Freiheit, Religionsfreiheit, Solidarität mit Flüchtlingen etc. stehen: Dass nicht wenige Christen bei Pegida mitlaufen und Nähe zu neurechten Kreisen pflegen, dass einschlägig bekannte Christen und Organisationen von Christen Unterstützung und Förderung von manchen kirchlichen Amtsträgern erhalten, zeigt, dass man von einem Konsens in der Bewertung und im Umgang mit latent rechtsradikalem Gedankengut und diesem nahestehenden Bewegungen weit entfernt ist.

Die nicht nur medialen Diskussionen, als Papst Benedikt XVI. die Exkommunikation der Bischöfe der islamophoben und letztlich demokratiefeindlichen Piusbruderschaft aufhob, kann man als Warnschuss betrachten. Es ist vielleicht nur noch eine Frage der Zeit, bis auch der Kirche in Deutschland entsprechende Versäumnisse und Unachtsamkeiten auf die Füße fallen. Die Evangelische Allianz in Deutschland – Dachverband evangelikaler und damit häufig sehr konservativ eingestellter Christen – hat bereits regelmäßig mit Vorwürfen zu großer Nähe zu rechten Kreisen zu kämpfen. So ist es zu begrüßen, wenn Kirchenleitungen im gebotenen Fall Äußerungen von kirchlichen Mitarbeitern entschieden zurückweisen – so etwa der Münsteraner Bischof bei einem Geistlichen, der im Januar in Duisburg bei einer Pegida-Kundgebung gesprochen hat (vgl. Bischof Genn 2015).

Doch nicht (nur) der mögliche Imageschaden sollte zu einer strategischen Klärung bewegen. Vielmehr ist christlicher Glaube in wesentlichen Punkten herausgefordert:

- Ist es mit christlicher Nächstenliebe vereinbar, Menschen mit anderer Lebensweise zu diskriminieren und die Solidarität auf die „eigenen Leute“ zu beschränken?
- Widerspricht es nicht dem Gebot der Wahrhaftigkeit, wenn nicht rationaler Diskurs, sondern polemische Stimmungsmache das Handeln bestimmt?
- Ist ein (tendenziell) dualistisches Weltbild, das Säkularisierung und Pluralisierung einseitig als Kulturverfall zeichnet, gerade nach dem Zweiten Vatikanum für Katholiken noch vertretbar?
- Ist das Bekenntnis zur Glaubens- und Religionsfreiheit, wie es etwa das Konzil in Dignitatis humanae formuliert hat, in seiner vollen Konsequenz schon in den Herzen der breiten Masse der Gläubigen angekommen? (Denn zu solcher Religionsfreiheit gehört etwa auch das Recht auf öffentliche Religionsausübung!)

Das sind nicht Stil-, sondern Kernfragen für einen verantworteten Glauben!

Was kann also Kirche tun – außer einer konsequenten, glaubwürdigen Distanzierung von rechten Denk- und Argumentationsstrukturen und deren Vertretern, auch in den eigenen Reihen? Und wie vermeidet man dabei unnötige Ausgrenzungen, geht vielmehr in angemessener Weise auf Sorgen und Bedenken gerade konservativer Christen ein?

Zu suchen wäre nach einer positiven, konstruktiven Konservativität, die sich nicht durch Verweigerung gegenüber der Modernisierung und eine Verteufelung des „Zeitgeistes“, sondern durch ein Bewahren (conservare) – genauer: ein gemäß den „Zeichen der Zeit“ anpassendes Bewahren – christlicher Traditionen auszeichnet. Letztlich ist angesichts globaler grundsätzlicher Herausforderungen und Missstände eine „christliche Alternativität“ gefragt. Eine solche Alternativität kann sich aber nur christlich nennen, wenn sie nicht bei Forderungen und Thesen stehen bleibt, sondern sich in gesellschaftlichem Einsatz und engagiertem Tun verwirklicht.

Dabei können die Kirchen an ihre Bildungsarbeit (Kitas, Schulen, Jugend- und Erwachsenenbildung) anknüpfen. Gerade auch die Pegida-Proteste weisen auf erhebliche Wissenslücken bezüglich anderer Religionen, anderer Lebenswelten (z. B. von Flüchtlingen und Schwulen), politischer und globaler Zusammenhänge und nicht zuletzt auch (neu-) rechter Strukturen hin. Weiterhin fehlt es an Wissen über Elemente eines positiven christlichen Gegenmodells zu „rechter Alternativität“; der Schatz des christlichen Glaubens muss dafür immer wieder neu erschlossen werden.

Literatur

[POSITIONSPAPIER der PEGIDA, 2014](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Dresdner Thesen, 2015](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Politische Leitlinien der Alternative für Deutschland](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Bischof Genn entzieht Pfarrer Spätling die Predigtbefugnis, 2015](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Engelmann, Albrecht / Lamprecht, Harald, Kommentar zum Pegida-Positionspapier](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Koch, Oliver, Erwählungsbewusste Pegida-Aktivistin in Hessen. Ein Blick auf die religiösen Hintergründe von Heidemarie Mund, in: EZW-Materialdienst 3/2015, 90–92.](#)

[Lamprecht, Harald, Natur oder Kultur? Warum beim Thema „Gender Mainstreaming“ oft am Kern vorbei diskutiert wird, 2010](#) (abgerufen 20.3.2015).

[Lamprecht, Harald, Aufstand der Unzufriedenen. Das Pegida-](#)

Doch solches Wissen allein reicht nicht. Wichtig ist die Fähigkeit, Informationen und Aussagen richtig einschätzen zu können. Denn rechte Stimmungsmache basiert wesentlich auf der Zeichnung von Bedrohungsszenarien, häufig mit unredlichen Mitteln: Fakten werden verdreht, durch die Aneinanderreihung von einzelnen Beispielen werden nicht gegebene Regelmäßigkeiten suggeriert, Gegenbeispiele werden unterschlagen, man greift nur auf einem genehme Quellen zurück und ignoriert abweichende Meinungen (wenn man sie nicht lächerlich macht), Klischees und Vorurteile werden gezielt angesprochen, Spekulationen und gesicherte Informationen werden miteinander vermengt, Gegner werden durch Wortneuschöpfungen dämonisiert, schier übermächtige feindliche Seilschaften werden konstruiert – und all das ist durchsetzt mit einer großen Portion Verschwörungstheorien. Man merkt: „Klassisches“ Lügen ist nur eine Option neben anderen! Natürlich ist es für einen Nicht-Fachmann kaum möglich festzustellen, ob in einer Darstellung wichtige Fakten verschwiegen werden und dadurch ein falsches Bild entsteht – aber eine Sensibilisierung für manche Merkmale von unseriöser Meinungsmache ist in einer liberalen Gesellschaft eine zentrale Bildungsaufgabe: auch für kirchliche Einrichtungen.

Schließlich hat Pegida zumindest eines bewirkt: ein neues Gespür für die Notwendigkeit einer Diskussionskultur, in der auch kontroverse Meinungen zusammenprallen dürfen, in der Menschen mit ihren Anliegen ernst genommen werden, die aber andererseits nicht von Extremisten missbraucht wird. Darum muss sich auch Kirche immer wieder bemühen: um ein gemeinsames, faires, kultiviertes Ringen um gute Wege für unsere Gesellschaft – Wege, in denen sich das Evangelium inkulturiert.

Stand: 30.3.2015

Phänomen, in: EZW-Materialdienst 3/2015, 85–90.

[Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes](#) (Wikipedia-Artikel; abgerufen 20.3.2015).

Püttmann, Andreas, Die antiliberale Versuchung. Wo es um Familie geht, scheuen manche Christen nicht die Nähe zu autoritären Mächten, in: Herder Korrespondenz 69 (2015) 49–53.

Schiffer, Sabine, Grenzenloser Hass im Internet. Wie „islamkritische“ Aktivisten in Weblogs argumentieren, in: Schneiders, Thorsten Gerald (Hg.), Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen, Wiesbaden 2009, 341–362.

Strube, Angelika, Rechtsextremen Tendenzen begegnen. Handreichung für Gemeindefarbeit und kirchliche Erwachsenenbildung, Freiburg – Basel – Wien 2013.

Olaf Sundermeyer, Hooligans als Schutztruppe, in: FAZ vom 2.2.2015, 28.

17 plus 1 Wegweiser zum Offenen Himmel

Die Erzdiözese Salzburg sammelt seit 2002 Erfahrungen mit jährlichen regionalen Projektwochen, die seit dem Jahr 2005 unter dem Titel „Offener Himmel“ stehen. Dabei geht es um drei Ziele:

Über den Glauben ins Gespräch kommen (Verkündigung)

- in einer Atmosphäre, die einlädt zu Glaubensgesprächen und Glaubenserfahrungen
- in Begegnungen, die überraschen und zugleich in die Tiefe gehen können

Christsein und Kirche sichtbar machen (Zeugnis)

- in den Zeugnissen von Christinnen und Christen
- durch die Öffnung und Gastfreundschaft kirchlicher Einrichtungen
- durch MitarbeiterInnen und Ehrenamtliche, die auf Menschen zugehen

Gemeinschaft bilden und stärken (Engagierten Gutes tun)

- im Zusammentreffen unter dem Zeichen des „Offenen Himmels“
- im Erleben, Austauschen und Weitergeben des eigenen Glaubens

Die konkrete Gestaltung der jeweiligen Projektwoche wird zusammen mit den Pfarreien und KooperationspartnerInnen in der Region in einem mindestens einjährigen Prozess erarbeitet. Zur Projektwoche selber nehmen MitarbeiterInnen diözesaner Zentralstellen, Ordensangehörige, Theologiestudierende usw. in der Region Quartier und suchen vielfältige Begegnungen bei Veranstaltungen, Besuchen, Straßenaktionen, Gottesdiensten.

Der Offene Himmel bietet einen Freiraum, eine Bühne, die bespielt werden kann, eine Plattform, die Projekte ermöglicht.

Willkommen ist alles, was Hoffnung gibt, was überrascht, was Menschen zusammenbringt, was tröstet und erheitert, was zum Nachdenken anregt und Zukunft schenkt.

Wir glauben: Das hat mit Gott zu tun!

In zehn Jahren sind einige Erfahrungen zusammengekommen, die wir als „17 plus 1 Wegweiser zum Offenen Himmel“ formuliert haben und in Form von Karten als Planungshilfe zur Verfügung stellen. Diese Wegweiser wollen wir an dieser Stelle mit Ihnen teilen.



Dr. Wolfgang F. Müller ist
Abteilungsleiter im Seelsorgeamt der
Erzdiözese Salzburg mit dem
Schwerpunkt Pfarrgemeinderäte.



1. Treten Sie aus – und zwar aus dem Klub des Kirchenjammers!

Der Wirksamkeit des Evangeliums vertrauen.

Im Mittelpunkt steht die Zusage Gottes. Wir verkünden das Evangelium und nicht die Kirchenstruktur. Gottes Initiative ist allen unseren Leistungsbilanzen längst voraus.

Der Engel aber sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll.

(Lukas 2,10)

2. Wenn man mickrig denkt, kommt auch etwas Mickriges raus.

Groß denken und mit weitem Herzen.

Die inneren Bilder bestimmen in hohem Ausmaß unser Tun. Wir wollen viele Menschen erreichen, also planen und rechnen wir auch mit vielen.

Gott ist größer als unser Herz.

(1. Johannesbrief 3,20)

Du wirst es sehen, und du wirst strahlen, dein Herz bebt vor Freude und öffnet sich weit. Denn der Reichtum des Meeres strömt dir zu, die Schätze der Völker kommen zu dir.

(Jesaja, 60,5)

3. Das pastorale Hauptargument: Das haben wir immer so gemacht!

Neues hat Vorrang.

Der Offene Himmel ist ein Experimentierlabor. Er bietet einen Rahmen, in dem Ungewohntes gewagt und neue Wege ausprobiert werden können. Es geht in der Woche nicht einfach um eine Multiplikation oder Intensivierung von bereits Bekanntem.

Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung:

Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.

(2. Korintherbrief 5,17)

Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?

(Jesaja 43,19)

4. Wo kämen wir denn da hin?! – In den Himmel.

Träumen ist erlaubt – spinnen ist sogar noch besser.

Es ist gut, sich nicht vorschnell einschränken zu lassen durch konkrete Rahmenbedingungen, scheinbare Sachzwänge, Bedenken, Befürchtungen, allgemeine Skepsis und Jammereien oder Geschmacksurteile.

Danach aber wird es geschehen dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen.

(Joel 3,1)

5. Schaun wir mal, dann sehn wir's schon.

Genau hinschauen.

Um Möglichkeiten aufgreifen zu können, um Begegnung und Gespräche zu ermöglichen, braucht es Aufmerksamkeit, Achtsamkeit.

Es lohnt sich besondere Orte, besondere Zeiten, besondere Menschen in den Blick zu nehmen.

Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie.

(Lukas 10,34f.)

6. Bei Gott bist Du der Star.

Auf regionale Kräfte vertrauen.

Gott verteilt großzügig die Gaben seines Geistes (Charismen), man muss nur hinschauen.

Beim Offenen Himmel importieren wir keine Stars oder Gurus, die sonst auch überall auftreten und anschließend wieder weg sind, sondern wir vertrauen auf die guten Kräfte vor Ort.

Jesus sagte zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Geht und seht nach! Sie sahen nach und berichteten: Fünf Brote und außerdem zwei Fische.

(Markus 6,38)

7. Gemeinsam ist besser als einsam.

In Kooperation und Vernetzung.

Schon die Vorgehensweise in der Vorbereitung soll von der Begegnung geprägt sein: Auf andere zugehen, darüber ins Gespräch kommen, was „Offener Himmel“ für andere Menschen, Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen bedeutet und was sich daraus ergibt. Möglichst viele Menschen sollen „ins Projekt verwickelt“ werden. Das Finden eines Kooperationspartners ist ein Umsetzungskriterium.

Denn jeder hörte sie in seiner Sprache reden.

(Apostelgeschichte 2,6)

8. Brannte uns nicht das Herz ...

Wer steht dahinter?

Ideen haben nur dann eine Chance auf Umsetzung, wenn es jemanden gibt, der sie konkret vorantreibt. Diese Personen müssen klar benannt sein. Auch die Teilnehmezahlen an Veranstaltungen, die daraus hervorgehen, hängen davon wesentlich ab, ob wirklich jemand hinter dem Projekt steht.

*Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach; sonst betrügt ihr euch selbst.
(Jakobusbrief 1,22)*

9. Yes, we can.

MöglichmacherInnen werden.

Den Himmel offen zu halten bedeutet Entfaltungsmöglichkeiten zu eröffnen. Manche Menschen wissen gar nicht, was sie alles können. Manche brauchen einfach Ermutigung. Manche brauchen einen Rahmen oder konkrete Unterstützung. Und manche brauchen „Geburtshilfe“. Das Möglichmachen und das Zusammenarbeiten soll nicht von eigenen Geschmacks- und Milieugrenzen abhängig sein. Wertschätzung und Gastfreundschaft sind dabei zentrale Haltungen.

*Denn für Gott ist nichts unmöglich.
(Lukas 1,34)*



10. Locker bleiben, aber nicht locker lassen.

Die Nerven bewahren.

Zum Vorbereitungsprozess des Offenen Himmels gehört immer die Unübersichtlichkeit. Es ist ein großes Puzzle, das Gesamtbild ordnet sich erst ganz zum Schluss. Das voreilige Festhalten an einem Teil kann für diesen Prozess sehr hinderlich sein.

*Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und euch spät erst niedersetzt, um das Brot der Mühsal zu essen; denn der Herr gibt es den Seinen im Schlaf.
(Psalm 127,2)*

11. Die Engelein, die kugeln gar haufenweis hervor.

Darf's ein bisserl mehr sein?

Die Fülle gehört zur „Himmelserfahrung“. Haben Sie keine Angst davor. Sie schützen sich selbst am wirksamsten vor Überforderung, wenn Sie sich klar machen: Sie werden nicht überall dabei sein können und Sie müssen das auch nicht. Die Region ist so groß für viele Veranstaltungen und da sind so viele Menschen, die erreicht werden wollen.

Durch den Glauben wohne Christus in eurem Herzen. In der Liebe verwurzelt und auf sie gegründet, sollt ihr zusammen mit allen Heiligen dazu fähig sein, die Länge und Breite, die Höhe

und Tiefe zu ermessen und die Liebe Christi zu verstehen, die alle Erkenntnis übersteigt. So werdet ihr mehr und mehr von der ganzen Fülle Gottes erfüllt.
(Epheserbrief 3,17–19)

12. Der Zweck heiligt die Mittel.

In allem das Eigentliche tun.

Das Erlebnis Offener Himmel beginnt schon mit den ersten Schritten. Die Ziele, über Gott ins Gespräch zu kommen, gelebtes Christsein sichtbar zu machen, Engagierte zu bestärken und zu vernetzen, sind bereits im Vorbereitungsprozess prägend.

Denn ich hatte mich entschlossen, bei euch nichts zu wissen außer Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten.
(1. Korintherbrief 2,2)

13. Was nicht einfach geht, geht einfach nicht.

Echtheit.

Glaubwürdig wirkt etwas nur, wenn es auch stimmig ist. Der umfangreichste Materialeinsatz, die witzigste Aktion nützt wenig, wenn sie nicht „innerlich gedeckt“ sind.

Die Dinge möglichst einfach zu halten, bringt oft den Kern, um den es geht, besser zur Geltung, spart Kräfte und Fehlerquellen. Kirche „unplugged“ wirkt oft überraschend gut.

Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen.
(Apostelgeschichte 2,32)

14. Kostet und seht!

Erlebnis ermöglichen.

Einfachheit und Echtheit widersprechen aber nicht einer sorgfältigen Inszenierung. Inszenierung ermöglicht Erlebnis und Erlebnis bewirkt Veränderung.

Sie staunten, konnten es aber vor Freude immer noch nicht glauben.
(Lukas 24,41)

Das, woran man den Apostel erkennt, wurde mit großer Ausdauer unter euch vollbracht: Zeichen, Wunder und machtvolle Taten.
(2. Korintherbrief 12,12)

15. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Dem anderen die Freiheit lassen.

Der Offene Himmel ist ein Angebot. Nicht nur den überraschenden Begegnungen im öffentlichen Raum tut bei aller Ernsthaftigkeit ein Schuss Humor gut, ein Kribbeln im Bauch, ein Augenzwinkern, das dem Gegenüber die Freiheit eröffnet, sich einzulassen oder sich – aus welchen Gründen auch immer – zu entziehen. Und zwar ohne Gesichtsverlust.

Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne und Töchter eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.
(Matthäus 5,44f.)

16. Wovon das Herz voll ist ...

Nachhaltig?

Der Offenen Himmel strebt nicht an, dass die Fülle der Aktivitäten nach Abschluss der Begegnungswoche weitergeführt wird. Die eigentliche Nachhaltigkeit liegt erfahrungsgemäß in den Erlebnissen und den entstandenen Kontakten.

Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht.
(Johannes 12,24)

Sara aber sagte: Gott ließ mich lachen; jeder, der davon hört, wird mit mir lachen.
(Genesis 21,6)

17. Sie kehren wieder mit Jubel.

Gott ist schon da.

Wir müssen Gott nicht erst irgendwohin bringen. Er erwartet uns bereits bei den Menschen und wir dürfen sein Wirken mitten unter uns staunend und dankbar entdecken und benennen. In der Begegnung mit anderen erschließt sich erst die Tiefe des Glaubens und wir kehren als Beschenkte heim.

*Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr.
Und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete
und uns den Sinn der Schrift erschloss?
(Lukas 24,31f.)*

18. Auf das Herz hören statt auf gute Ratschläge ...

Nächste Projektwoche: Offener Himmel. Spirits for the new world, 2. bis 11. Oktober 2015 im Großraum der Stadt Salzburg.

Projektteam des Seelsorgeamtes: Wolfgang F. Müller, Johannes Wiedecke, Sebastian Schneider, Kurt Sonneck

www.offenerhimmel.at

Bilder mit freundlicher Genehmigung von offenerhimmel.at

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Zufriedenheitsstudie im Bistum Münster

Im Bistum Münster sind im Jahr 2013 10.000 Menschen aus der katholischen Kirche ausgetreten, so viele wie noch nie; selbst der bisherige Höchststand von 8.000 Ausgetretenen aus dem Jahr 2010, dem Bekanntwerden der Missbrauchsskandale, wurde damit deutlich übertroffen, ganz zu schweigen von den Zahlen der vergangenen zehn Jahre, in denen zwischen vier- und siebentausend Austritte zu verzeichnen waren. Auch bei Gottesdienstteilnahmen, Taufen und Trauungen ist ein steter Abwärtstrend zu beobachten. Diese Zahlen – und die Überzeugung, dass sie nicht allein durch die großen kirchlichen Krisenthemen bedingt sind – waren Anlass genug für eine repräsentative Studie zur Zufriedenheit von Katholiken mit ihrer Kirche, die das Bistum Münster bei drei Professoren mit dem Spezialgebiet Marketing (Heribert Meffert, Peter Kenning und Tim Eberhardt) in Auftrag gegeben hatte. Im Rahmen dieser Untersuchung wurden 1.000 Katholiken im Bistum Münster in Telefoninterviews befragt; zusätzlich gab es eine Spiegelbild-Untersuchung unter 80 pastoralen Mitarbeitern, wie sie die Zufriedenheit der Katholiken einschätzen.

Gemäß dieser Erhebung ist die Zufriedenheit der Katholiken mit der katholischen Kirche insgesamt relativ kritisch zu sehen – auf einer Skala von 1 (positiv) bis 5 (negativ) erreicht sie einen Mittelwert von 3,1. Die pastoralen Mitarbeiter schätzen die Zufriedenheit der Katholiken mit der Kirche noch schlechter ein, als diese tatsächlich ist (MW = 3,5). Nur wenig höher und immer noch nur durchschnittlich ist die Zufriedenheit mit der Pfarrgemeinde (MW = 2,7); dieser Wert wird von den pastoralen Mitarbeitern leicht überschätzt (MW = 2,6). Ähnliche Ergebnisse liefert die Frage danach, ob die Pfarrgemeinde in kritischen Situationen Halt bietet (MW = 2,7, wieder mit leichter Überschätzung durch die pastoralen Mitarbeiter [MW = 2,5]). Dass 17 % angeben, in der Pfarrgemeinde keinen Halt bei kritischen Situationen zu erfahren, wird von den Autoren als „sehr schlechter und kritischer Wert“ interpretiert. Nach Einschätzung der Befragten hat sich die Zufriedenheit mit der katholischen Kirche in den letzten fünf Jahren nicht verändert; die pastoralen Mitarbeiter nehmen hier hingegen eine Verschlechterung des MW um 0,25 wahr.

Differenziert man nach den kirchlichen Grundvollzügen, so sind kaum Unterschiede festzustellen: Sowohl bei Gottesdiensten und Seelsorge, Erziehung und Bildungsangeboten, dem gemeinschaftlichen Miteinander als auch bei den sozialen und caritativen Leistungen liegt der Wert im durchschnittlichen Bereich (MW jeweils 2,8). Die pastoralen Mitarbeiter überschätzen wiederum die Zufriedenheit in allen Bereichen, am stärksten bei der Diakonie (MW = 1,9). Blickt man auf die verschiedenen Altersgruppen, so ist der höchste Anteil an Unzufriedenen mit der Kirche bei den bis 25-Jährigen (37 %) und den 56- bis 65-Jährigen (35 %) zu finden. Bei der Unzufriedenheit mit der Pfarrgemeinde, die ohnehin geringer im Vergleich zur Kirche insgesamt ist, sind die Unterschiede zwischen den Altersgruppen deutlich geringer.

Das Thema „Kirchenaustritt“ spielt für 56 % der Befragten keine und für 23 % eher keine Rolle, 21 % der Katholiken sind jedoch als „austrittsgefährdet“ anzusehen. Hauptgründe für einen etwaigen Austritt sind Rückständigkeit der Kirche (56 %), dann erst Kirchensteuer (40 %) und Enttäuschung durch die Kirche (37 %). Schließlich nach der Bekanntheit der Kirche unter den Katholiken gefragt: 95 % wissen, in welchem Bistum sie wohnen, der Name des Bischofs ist 79 % bekannt (was einen sehr hohen Wert darstellt), den Namen des Pfarrers kennen 67 %, und 61 % geben an, ihre Pfarrgemeinde gut zu kennen.

Nach der Interpretation der Autoren kommt es für das Bistum darauf an, die Zufriedenheit der Katholiken mit ihrer Kirche zu erhöhen, wenn sie die Zahl der Kirchenaustritte senken will. Nicht alle Faktoren eines Austritts sind vom Bistum beeinflussbar, v. a. die Zufriedenheit hinsichtlich der Beziehungsqualität zwischen Kirchenvertretern und Gläubigen lasse sich aber steigern und so das Austrittsrisiko verringern. Das Fazit der Autoren lautet, dass die Lage für die Kirche im Bistum Münster zwar ernst, aber nicht hoffnungslos sei, „wenn die veränderten kirchlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ernst genommen werden, wenn die notwendigen Veränderungen integer, interaktiv und integrierend angegangen und gestaltet werden, wenn die kirchlichen Dienstleistungen gläubigen-orientiert weiterentwickelt werden“ (Statement Meffert/Kenning, 3).

Der Bischof von Münster, Felix Genn, weist darauf hin, dass die Kirche vor allem eine fragende, hörende und aufmerksam hinschauende sein muss und von diesen Wahrnehmungen her nötige Maßnahmen zur Kirchenentwicklung ableiten soll. Dabei steht für Bischof Genn folgende Idee von Kirche im Hintergrund: Wir „wollen an der Seite der Menschen und mitten unter ihnen stehen; wir wollen, wie Papst Franziskus es sagt, ‚den Geruch der Schafe‘ annehmen; wir wollen eine einladende und keine ausschließende und



Dr. Tobias Kläden ist Referent der
Katholischen Arbeitsstelle für
missionarische Pastoral.

selbstbezogene Kirche sein; wir wollen eine Kirche sein, die die Charismen und Begabungen aller Gläubigen aufsucht und fördert; wir wollen eine Kirche sein, die für die Menschen da ist – gerade für die Armen und Schwachen in unserer Gesellschaft. Wenn uns das in ganz konkretem Handeln und durch eine Verbesserung der Beziehungsqualität gelingt, dann spüren die Menschen hoffentlich: der Bund zwischen Gott und den Menschen gilt auch für sie und kann ihr Leben ungemein bereichern. Lassen wir uns auch im Bistum Münster von dem leiten, was Papst Franziskus sagt: „Bei der Alternative zwischen einer Kirche, die auf die Straße geht und dabei Probleme bekommt, und einer Kirche, die an Selbstbezogenheit krank ist, habe ich keine Zweifel, der ersten den Vorzug zu geben.“ (Statement Genn, 2). Träger dieses Prozesses sind alle Getauften und nicht nur die Hauptamtlichen, hebt Bischof Genn hervor, indem er Papst Franziskus zitiert: „Jeder Getaufte ist, unabhängig von seiner Funktion in der Kirche und dem Bildungsniveau seines Glaubens, aktiver Träger der Evangelisierung, und es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Handelns wäre. Die neue Evangelisierung muss ein neues Verständnis der tragenden Rolle eines jeden Getauften einschließen“ (Evangelii gaudium 120).

Der Seelsorgeamtsleiter des Bistums Münster, P. Manfred Kollig, skizziert einige Konsequenzen aus der Studie. Zunächst betont er die Wichtigkeit der Wahrnehmung und genauen Analyse der Erwartungen sowie der Zufriedenheit/Unzufriedenheit der Katholiken; gerade die teilweise hohe Diskrepanz zwischen der Einschätzung der hauptamtlichen Mitarbeiter und den tatsächlichen Ergebnissen bestätigt, dass mehr Zeit für die Wahrnehmung der Menschen und ihrer Sozialräume verwendet werden sollte. „Hinsehen ist keine Zeitverschwendung, sondern Grundlage für den seelsorglichen Dienst“ (Statement Kollig, 2). Weiterhin sollen experimentelle Räume geschaffen und Menschen in den Blick genommen werden, die nicht zum *inner circle* der Pfarrei gehören. Kollig plädiert für eine einladende und dienende Kirche, die sich noch stärker an den Erwartungen der Menschen orientiert, besonders denen, die der Kirche mit Distanz begegnen oder nur selten Kontakt mit ihr haben. Wichtig sei eine Verbesserung der Beziehungsqualität zwischen Kirchenvertretern und den Menschen sowie personale Präsenz auch in größer werdenden pastoralen Räumen. Zudem sei die externe und interne Kommunikation zu professionalisieren – „es braucht eine Feedback-Kultur, eine verbesserte Ansprechbarkeit, eine multimediale Kommunikation und Offenheit für Dialog und kritischen Diskurs“ (ebd., 3). Schließlich bedürfe es bei kirchlichen Angeboten einer systematischen und kontinuierlichen Prozess- und Ergebnisevaluation: „Dabei geht es nicht um eine Zertifizierung der Pastoral, sondern um eine Etablierung von Instrumenten für die kritische Würdigung des pastoralen Alltags“ (ebd.). Es wird spannend sein zu beobachten, wie die Umsetzung dieser Konsequenzen im Bistum Münster gelingt.

Ein Überblick über die Ergebnisse und die Statements zur Studie sind auf der [Homepage des Bistums Münster](#) zu finden.

» Übersicht · Ausgabe 1 | 2015 · Termine & Berichte · Das Erleben von partizipativer Kirche auf den Philippinen anlässlich einer Begegnungs- und Lernreise



Das Erleben von partizipativer Kirche auf den Philippinen anlässlich einer Begegnungs- und Lernreise

Im Februar hatte ich die Möglichkeit, mit einer Gruppe von Teilnehmern aus mehreren deutschen Bistümern an einer Begegnungsreise mit dem Pastoralen Zentrum Bukal ng Tipan auf den Philippinen teilzunehmen. Im Folgenden dokumentiere ich Überlegungen, die die Erfahrungen des Kirche-Seins und des Aufenthaltes dort aufgreifen und zu einer partizipativen Gestalt von Kirche auch in Deutschland beitragen können. Dabei wird vorausgesetzt, dass eine solche Gestalt von Kirche ihrer Sendung adäquaten Ausdruck geben kann.



Bild 1: Das Pastoral-Seminar Bukal ng Tipan am Rande Manilas.

Im Vordergrund stand für mich zunächst die Erfahrung des Bibel-Teilens, und zwar in relativ einfachen Methoden statt der elaborierten 7 Schritte, die in Deutschland oft „als Programm abgearbeitet“ werden. Ich habe erlebt, dass das Teilen des in der Schriftstelle persönlich Erkannten eine gegenseitige Bereicherung sein kann. Sehr wichtig ist das in einfachen Worten gesprochene Gebet zur Einladung des HERRN in unserer Mitte zu Beginn und die Gebetsgemeinschaft zum Abschluss, die die jeweiligen persönlichen Anliegen aus dem Bibelteilen aufnimmt und an Christus richtet. Wenn es eine Sprachschule des Glaubens gibt, bei der (biblischer) Glaube und Leben zusammenkommen, dann ist dies eine, dann kann dies hier eingeübt werden. Das Bibelteilen ist bei den Gemeinschaften in den Pfarreien auf den Philippinen eine Selbstverständlichkeit, viele Laien sind in der Lage, hierzu anzuleiten und zu begleiten, was auf eine lange und tiefgehende Einübung schließen lässt. Eigentlich bei allen Zusammenkünften wird zunächst, wenn auch nur für 20 Minuten, der Evangelientext des Tages „geteilt“. Oft waren es in den Bibelteil-Runden bei den Teilnehmern „ihre“ großen Lebensthemen wie Krankheit, Armut oder Verlust eines lieben Menschen, die sich mit einem bestimmten Wort oder einem Satz des betreffenden Schrifttextes verbanden.



Bild 2: Die Studiengruppe aus verschiedenen Bistümern beim Bibelteilen.

Ich erlebte – und das scheint mir auch für eine pastorale Entwicklung zentral zu sein – eine überwältigende Gastfreundschaft. Obwohl die Menschen in den Vorstädten Manilas sehr arm sind, haben wir eine große Freude und Bereitschaft vorgefunden, uns einzuladen, das



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

wenige (Essen) mit uns zu teilen und uns ganz selbstverständlich hineinzunehmen in ihre Lebenskontexte. Kleine Kinder wollten sich von den Besuchern segnen lassen und trugen doch selbst dazu bei, dass ich das Gefühl hatte, meinerseits von ihnen gesegnet zu sein. Auch das Team des Pastoralen Zentrums Bukal ng Tipan (Quelle des Bundes) hat uns selbstverständlich mit hineingenommen in sein gemeinsames Leben in der Hausgemeinschaft, Gleiches haben wir in den besuchten Pfarreien und Gemeinschaften erlebt. Es schien immer, dass die Menschen stolz sind und sich geehrt fühlen, von uns besucht zu werden. Wie anders ist so manche Reaktion im „reichen“ Deutschland, wenn es darum geht, Flüchtlinge aus Syrien aufzunehmen? Die Kontaktfreudigkeit, Freundlichkeit und Fröhlichkeit der Menschen trotz der objektiv oft schwierigen Lebenslagen hat mich tief beeindruckt. In Deutschland machen wir uns oft über Dinge Sorgen, die sich im Kontakt mit solchen Menschen wie auf den Philippinen als recht unwichtig herausstellen.

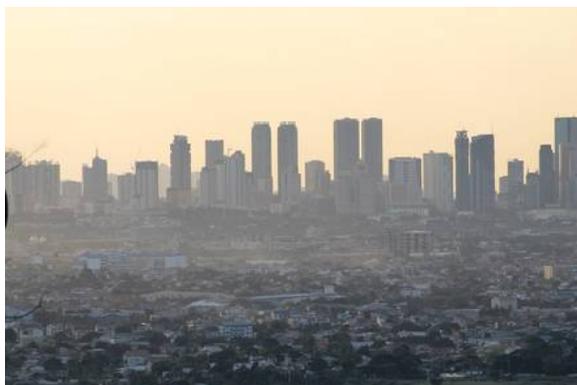


Bild 3: Die Wolkenkratzer der 14-Millionen-Metropole Manila.

Das Teilen (Sharing) ist die Grundlage einer partizipativen Kirche. Teilen heißt: Ich kann es nicht allein. Der Beitrag des anderen ist wichtig. Durch „Deinen“ Beitrag und in der Vielfalt des Geteilten spricht Gott zu uns, entsteht neue Gemeinschaft und neues Verstehen. So war es den Leitern der Basic Ecclesial Communities (BECs) wichtig, selbst die Rolle von Moderatoren einzunehmen und andere einzuladen, ihren Beitrag zum Gebet, zum Sharing zu geben. Teilen ist nicht nur Teilen von Schrift, sondern darüber auch Teilen von Leben, Teilen von Erfahrungen (experience). Erfahrung ist in Bukal ein ganz wichtiger Begriff. Erfahrung wahrnehmen und teilen bedeutet, das Evangelium aus der aktuellen Situation heraus zu entschlüsseln, es so in seinem kulturellen Kontext wahrzunehmen. Auch das Teilen von Essen gehört zu diesen Erfahrungen dazu. Teilen ist ein Ernstnehmen der Ressourcen, die unter uns da sind. Im biblischen Bild sind es die 5 Brote und 2 Fische, die der Junge als seinen Beitrag gibt, dass von Christus her das Zeichen geschehen kann (Joh 6). Das Zeichen besteht darin, dass die Brote und Fische geteilt alle satt machen und auch noch etwas (für andere?) übrig bleibt.



Bild 4: Beim Bibelteilen in der Kirchlichen Basisgemeinschaft in einem Stadtviertel Manilas.

Des Weiteren wurde in den ersten Besinnungstagen großer Wert auf Gruppenwerdung gelegt (community building). Die Studiengruppe hat dies exemplarisch für sich ausprobiert. Im Bibelteilen, mit bibliodramatischen und gruppendynamischen Elementen, mit liturgischem Tanz, Inthronisation und Verehrung des Evangeliums, im Teilen von Erfahrungen unseres Lebens wurden wir langsam eine von Gott her gerufene und in Christus geeinte Gemeinschaft. Daher beginnen die Christen auf den Philippinen einen jeden Prozess zur Entwicklung einer gemeinsamen Vision mit solchen gemeinsamen Besinnungstagen, in denen sie sich und ihr Bemühen unter Gottes Verheißung stellen und sich fragen, was Gott mit ihnen und durch sie vorhat. Ich erlebte bei allen Teilnehmern der Gruppe eine große Ernsthaftigkeit, sich zu öffnen, sich selbst zurückzunehmen, um den Beitrag des anderen wertzuschätzen. Ein wichtiger Faktor waren die Liturgien: neben den mit partizipativen Elementen gestalteten Eucharistiefeiern auch die Feier des „Coming Home“, einer Wiederversöhnung mit Gott und den Mitmenschen. Stationsgottesdienste mit Gelegenheit zur eigenen Meditation, zum Austausch und mit aussagekräftigen Ritualen (z. B. Steiniturgie) luden die Teilnehmer dazu ein, bei sich selbst anzufangen, sich auf Gott hin und auf die Gemeinschaft / Nachbarschaft hin zu öffnen.



Bild 5: Beim Bibelteilen in der Kirchlichen Basisgemeinschaft in einem Stadtviertel Manilas.

In der Begegnung mit Teams und Gemeinschaften einer Pfarrei am Rande Manilas, die 80.000 Katholiken vereint, konnten wir das Bewusstsein von Verantwortung spüren, das die dezentralen Gemeinschaften als Kirche vor Ort, als Sakrament für ihre Nachbarschaft empfinden. Mit Verantwortlichen und Pfarreimitgliedern der Diözese Calapan auf der Insel Mindoro zeigte sich uns eine lebendige Diözese, die um eine gemeinsame Vision von Kirche ringt. Am Sonntag auf die örtlichen dezentralen Kapellen-Gemeinden aufgeteilt, erlebten wir einen Wortgottesdienst (mit Spendung der Kommunion), von einem Laien geleitet, in dem Gläubige sich aktiv mit Gesang, Gebet, Beteiligung bei der Predigt und Glaubenszeugnis einbrachten.



Bild 6: Beim Bibelteilen in der Kirchlichen Basisgemeinschaft in einem Stadtviertel Manilas.

Man darf natürlich die Unterschiede der Kontexte von Deutschland und den Philippinen nicht nivellieren: Uns begegneten hohe Armut und Bildungsferne, aber auch vitale Volksfrömmigkeit einer fast ausnahmslos religiös vitalen Gesellschaft (83% Katholiken, dazu Freikirchen und Muslime, es gibt fast keinen Atheismus). Auch stellten wir natürlich kulturelle Unterschiede fest: bei der Gastfreundschaft, beim familiären Leben im größeren Kontext (viele Personen leben zusammen in einem Haus); auf den Philippinen herrscht eine kommunikative, orale Kultur vor. Diese Beobachtungen führen zwangsläufig zu den Fragen, inwieweit die gemachten Erfahrungen das kirchliche Leben auch in Deutschland prägen und

verändern können oder wie eine Transformation möglich ist. Dazu im Folgenden einige Überlegungen ohne Anspruch auf Stringenz und Vollständigkeit:

Was heißt „Nachbarschaft“ in einem Land wie Deutschland, das nicht so religiös geprägt ist, in dem viele Menschen religiös indifferent oder agnostisch sind oder kirchenfern leben? Ist „community building“ zunächst einmal ohne Gebet und ohne Schrift, beispielsweise in entchristlichten Regionen Ostdeutschlands möglich? Wann und wie kann es dann dazu kommen, dass Gott „ins Spiel“ kommt? Muss nicht am Anfang ein Team mit einer Vision und mit Liebe zu den Menschen stehen?



Bild 7: Sonntagsgottesdienst mit Kommunionfeier in einer dezentralen Kapellengemeinde, von einem Laien geleitet.

Eine partizipative Kirche zu werden, bedeutet eine (pastorale) Umkehr für unser Kirche-Sein in Deutschland, zu der uns Papst Franziskus ermutigt, gewissermaßen einen Wechsel des „Betriebssystems“: in der Nachbarschaft, im Werden von Gemeinschaft dort Gott entdecken. Das bedeutet ernst zu nehmen, dass Christus unter uns und mit anderen seine Kirche als seinen mystischen Leib realisiert. Wir „machen“ nicht Kirche. Demgegenüber ist wohl festzustellen, dass das Bewusstsein, selbst als Glied der Kirche Leib Christi und von ihm gesendet zu sein, in Deutschland bei den Gläubigen wohl noch recht unterentwickelt ist. Daraus erwächst dann die (missionarische) Frage, ob wir selbst als Glieder der Kirche wie auch andere, die mit uns zu tun bekommen, tatsächlich erfahren können, dass das Leben als Kirche zu einem Leben in Fülle (vgl. Joh 10,15) von möglichst vielen, die mit uns zu tun bekommen, beiträgt.



Bild 8: Sonntagsgottesdienst mit Kommunionfeier in einer dezentralen Kapellengemeinde, von einem Laien geleitet.

Ich habe auf dieser Reise verstanden: Miteinander Schrift und Leben teilen (sharing), das den Glauben viel natürlicher im alltäglichen Leben verortet sein lässt, ist Partizipation als Teilhabe und Teilnahme. Dazu gehört einfaches, persönliches Beten und miteinander die Gemeinschaft aufbauen – für die Armen. Dazu gehört auch miteinander essen. Wie geht das auch in einer reichen, individualisiert geprägten, „gebildeten“ und „säkularen“ nordeuropäischen Kultur wie in Deutschland? Welche kulturellen Unterstützungsmechanismen, möglicherweise auch regionaler Art, gilt es zu entdecken und dafür zu nutzen?



Bild 9: Sonntagsgottesdienst mit Kommunionfeier in einer dezentralen Kapellengemeinde, von einem Laien geleitet.

Einen großen Raum nahm in der Befassung im Pastoralzentrum die Thematik der gemeinsam geteilten Vision von Kirche ein: die „shared vision“ als gemeinsamer Visionsprozess. Die miteinander verknüpften Fragen der BECs sind: Was hat Gott mit uns vor? Und: Was brauchen die Menschen, die mit uns leben? Darauf baut dann die Formation (die als „Bildung“ nur unzureichend übersetzt werden kann, es meint mehr „Zurüstung“ oder „Gestaltung“ als Bewusstseinsprozess auf. Wie entstehen Visionen auf verschiedenen Ebenen / in einem Bistum? Ist nicht ein Bistumsprozess, wie er in Deutschland oft gestaltet wird, ein von oben her verordneter und inhaltlich in eine bestimmte Richtung gesteuerter? Bleibt am Ende solcher Prozesse nicht deshalb oft Enttäuschung und Resignation, weil es eben doch keine gemeinsam geteilte Vision ist, die Kräfte freisetzt, zum Engagement ermutigt und Perspektiven schafft, sondern eine, in die die Menschen hineingeholt werden sollen? Wie kann Partizipation großflächiger sein und welchen Stellenwert haben hierbei hauptberufliche pastorale Dienste im Sinne von Multiplikatoren?

Bei der „Formation“ ging es in den philippinischen Bistümern darum, Menschen auszusenden, die möglichst viele Menschen nach ihrer Vision fragen sollten. Wichtig war ihnen dabei, weniger Daten zu sammeln wie in der „objektiven“ Sozialwissenschaft, sondern vielmehr: Beziehungen herzustellen, den Dialog über die Wünsche und Vorstellungen des anderen zu suchen. Geschieht das in der Kirche in Deutschland in ausreichendem Maße? Mit wem? Sind nicht die derzeitigen Bemühungen, durch die Stärkung von „Bindungskräften“ oder durch „Mitgliedschaftskampagnen“ befürchtete Kirchenaustritte zu verhindern, ein vordergründiges Feuerwehr-Handeln? Müssten nicht vielmehr grundsätzlich Wege zu einer partizipativen Kirche gegangen werden, in der Vertrauen und die wirkliche Teilung von Verantwortung zu Glaubwürdigkeit, Solidarität und einem geteilten Bewusstsein von der gemeinsamen Sendung führt? Wie kann die Kirche Entwicklungsschritte gehen hin zu einer Gestalt, die das Gelingen menschlichen Lebens (und das ist ja wohl eine Hoffnung und ein Ziel der meisten Menschen, da gibt es potenziell viele weltanschaulich unterschiedliche Kooperationspartner) zum Ziel der Pastoral macht: Menschen mit sich, mit anderen und mit Gott zu versöhnen. So manche reden von der Kirche wie auch vom Staat, als ob es eine von ihnen selbst unterschiedene Wirklichkeit sei und als ob sie nicht dazugehörten. Oft gewinne ich den Eindruck, dass viele Menschen in Deutschland (ob kirchlich Verantwortliche und Engagierte, aber auch sogenannte „Fernstehende“ oder Nicht-Christen) ein bestimmtes Bild von der Kirche haben, das es möglicherweise erst einmal zu de-konstruieren gilt, um in erneuerten Formen wieder zu re-konstruieren.



Bild 10: Sonntagsgottesdienst mit Kommunionfeier in einer dezentralen Kapellengemeinde, von einem Laien geleitet.

Meine Wahrnehmung von der philippinischen Kirche war übrigens durchaus ambivalent: In einer volkkirchlichen Situation wird der Priesterrolle stellenweise eine übermenschlich hohe Bedeutung beigemessen, ich sah nur männliche Lay-Ministers (Laien in liturgischen Funktionen z. B. Leiter von Wortgottesdiensten), was die Frage nach der weiblichen Beteiligung an Laiendiensten offen lässt. Demgegenüber zeigte sich eine Option der meisten

Bischöfe für die BECs als dezentraler Gestalt von Kirche vor Ort. Die BECs stellen eine philippinische Interpretation / Relecture des II. Vatikanischen Konzils dar (vgl. Lateinamerika, Afrika), die erst Anfang der 90er Jahre in einer synodalen Versammlung als Asiatischer Pastoraler Weg bestätigt wurde. In Deutschland ist möglicherweise die Würzburger Synode 1975 vergleichbar, die dann zur Entwicklung der „Gemeintheologie“ führte. Heute wird demgegenüber eher kritisch angemerkt, dass Aktivismus und Familialität nicht mit Partizipation verwechselt werden darf und möglicherweise eine Entfremdung ist. Während und aufgrund der Bedrängnis durch die Marcos-Diktatur entwickelten sich die BECs zunächst sehr politisch bzw. umweltorientiert, nach Beendigung der Diktatur haben sie sich spiritualisiert. Wir haben bei unseren Begegnungen viele Frauen mittleren und älteren Lebensalters in den BECs gesehen (die Jungen lassen sich über traditionelle Gesellschaft noch punktuell hinzubitten, z. B. als Dolmetscher anlässlich unseres Besuches). Das heißt jedoch nicht, dass die Männer sich nicht als Teil dieser Kirche vor Ort verstehen würden. Sie kommen dann ins Spiel, wenn beispielsweise eine BEC ein Sozialprojekt entwickelt und man(n) etwas Praktisches für die Armen machen kann. Eine Pfarrei auf den Philippinen hat immer mehrere soziale Programme, in denen sich ihre Mitglieder für Kinder, Arme, Kranke, Schwangere oder Hungernde usw. einsetzen. Die BEC ist nach eigener Auskunft das Angebot und das Werkzeug der Kirche der Philippinen für die Partizipation und Realisierung von Kirche vor Ort. Wie kann das in Deutschland aussehen? Für die einzelnen Christen wie für die Kirche insgesamt gilt, wie wir es in unseren Besinnungstagen mit meditiert haben: Sie sind blessed, broken, given away (gesegnet, gebrochen und weggegeben, vgl. Mk 8,6); dadurch ergibt sich eine eucharistische und sendungsorientierte Dimension christlichen und kirchlichen Handelns und Verständnisses.

Die Erfahrungen der partizipativen Kirche in den Ländern des Südens hat in Deutschland in den letzten Jahren zu Prozessen Lokaler Kirchenentwicklung (s. [euangel 2/2013](#)) geführt. Darin werden die Gläubigen ermutigt ernst zu nehmen, dass die kirchliche Wirklichkeit bereits vielfältiger ist, als was wir in unseren kirchlichen Strukturen oft wahrnehmen. Die Aufgabe hier – und sie entsteht auch für die synodalen Gremien der Ortsgemeinden und auf höheren Ebenen – ist, diese vielfältigen Orte wahrzunehmen, zu schätzen, zu stärken, sie zu vernetzen und sie miteinander in sich gegenseitig interpretierende Berührung zu bringen. So geht es gerade nicht darum, einzuteilen, überzustülpen, zu verbieten oder auszuschließen, sondern vielmehr zuzulassen, freizulassen, was da wächst. Biblisch gesprochen: Das was wächst, wächst über Nacht und die Entscheidung darüber, was Unkraut und Weizen ist, müssen nicht die Verantwortlichen auf verschiedenen Ebenen treffen, sie wird vielmehr dem Herrn der Kirche, Christus, eschatologisch vorbehalten (vgl. Mt 13,24–30). Immerhin: Viele Biologen sprechen heute davon, dass ein Rasen auch Wildkräuter braucht, um gesund zu sein. Also weniger englischer Rasen als blühende Blumenwiese!



Bild 11: Reisfelder auf der Insel Mindoro.

Forschungsarbeit zum missionarischen Potenzial der katholischen Bloggerszene

Sie schreiben im Internet öffentlich lesbar über ihren Glauben, ihr Leben und ihren Alltag, über ihre Sicht auf die Ereignisse in der Kirche und der Welt, und all das aus ihrem Selbstverständnis als katholische Christen heraus: katholische Bloggerinnen und Blogger. Sie sind fähig, ihren Glauben zur Sprache zu bringen, und bereit, Zeugnis zu geben; wer katholische Blogs liest, findet ein breites Spektrum an Glaubenserfahrungen, an Formen des Glaubensausdrucks, der Spiritualität, der Verknüpfung des christlichen Glaubens mit der persönlichen Lebenserfahrung, aber auch an Stellungnahmen zu verschiedensten Themen aus einer katholischen Perspektive.

Sprachfähigkeit und Zeugnisbereitschaft der Gläubigen gelten als wesentliche Voraussetzungen und Elemente missionarischen Wirkens – und diese sind bei den katholischen Bloggerinnen und Bloggern offenbar gegeben. Kann man also von einem missionarischen Potenzial der katholischen Bloggerszene sprechen?

Um dieser Frage nachzugehen, haben das Referat Medienpastoral im Seelsorgeamt Freiburg und die KAMP im letzten Jahr eine kleine Forschungsarbeit am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP) in Bochum in Auftrag gegeben, die vom Bonifatiuswerk finanziell unterstützt wurde. Bearbeitet wurde das Thema von Frau Anna Heiliger im Rahmen ihrer Masterarbeit, betreut von Prof. Matthias Sellmann.

Frau Heiliger führte dazu im Sommer 2014 eine Online-Befragung unter katholischen Bloggerinnen und Bloggern durch, deren Ergebnisse sie im September beim [Bloggertreffen in Erfurt](#) erstmals vorstellte. Die Arbeit wurde im Januar 2015 als [ZAP Workingpaper](#) online veröffentlicht.

An der Umfrage, die vor allem über diverse Blogs, Facebook und Twitter bekannt gemacht wurde, nahmen 59 Bloggerinnen und Blogger teil. Zum Vergleich: Eine [privat geführte Liste katholischer Blogs](#), die keine Auswahl wiedergibt, sondern alle diesem Blogger bekannten Blogs verlinkt, führt rund 350 aktive Blogs auf.

Die Fragen setzten drei inhaltliche Schwerpunkte:

- Persönliche Motivation, Zielgruppe und Einschätzung des missionarischen Potenzials des Bloggens
- Vernetzung und Begriff der Bloggoezese
- Einordnung in die Lebensführungstypologie nach Otte

Daneben wurden einige Grunddaten zu Blog und Blogger/in erhoben (Beginn und Frequenz des Bloggens, Alter, Geschlecht, Ausbildung u. a.).

Einige Punkte aus den Ergebnissen, die mir besonders interessant erscheinen, möchte ich hier aufgreifen; für die vollständigen Umfrageergebnisse und die Schlussfolgerungen von Frau Heiliger sei auf den beim ZAP veröffentlichten Originaltext verwiesen.

Persönliche Motivation, Zielgruppe und Einschätzung des missionarischen Potenzials des Bloggens

Bei der Frage nach Beweggründen wurde an erster Stelle genannt, dass das Bloggen Spaß bereitet (35 Nennungen); danach folgen aber drei Motive, die sich auf die potentiellen Leser beziehen: „Um andere Menschen zu inspirieren“ (30), „Um zu kritischem Denken anzuregen“ (25), „Um mein Wissen zu teilen“ (22).

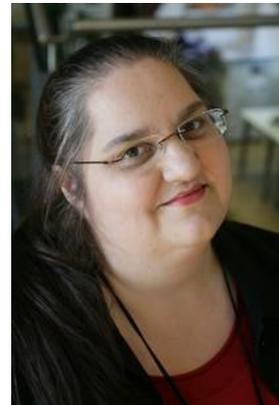
Nach der Zielgruppe wurde ohne Antwortvorgaben gefragt. Die Freitextantworten lassen sich grob folgendermaßen zusammenfassen (Reihenfolge entsprechend der Häufigkeit):

- (gläubige / praktizierende / engagierte) Katholiken
- Kirchenferne, Ungläubige, Suchende und Interessierte
- An bestimmten Berufen / Berufungen bzw. Themen Interessierte
- Alle Interessierten bzw. keine spezifische Zielgruppe

Häufig werden dabei die beiden ersten Gruppen gemeinsam genannt – viele Bloggerinnen und Blogger möchten also sowohl kirchliche Insider als auch Fernstehende und Suchende ansprechen.

Fast alle befragten Bloggerinnen und Blogger sehen ein missionarisches Potenzial des Bloggens (enormes Potenzial: 34, geringes Potenzial: 21). Ebenfalls fast alle (54) meinen, das vorhandene Potenzial werde nicht ausgeschöpft.

Auf die Frage, wie das missionarische Potenzial besser zu nutzen wäre, sahen die Befragten als mögliche Akteure sowohl die Bloggerinnen und Blogger selbst als auch offizielle kirchliche



Andrea Imbsweiler ist Referentin der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Stellen.

Als Handlungsoptionen für die Blogger selbst wurden u. a. genannt:

- Inhaltliche Veränderungen (z. B. weniger nur innerkirchlich relevante Themen)
- Verständliche Sprache, gewinnender Tonfall, Transparenz
- Bessere Vernetzung untereinander und mit anderen (nicht katholischen / nicht religiösen) Blogs
- Erhöhung der Sichtbarkeit durch gemeinsame Aktionen / ein gemeinsames Portal / eine übersichtliche Aufstellung der existierenden Blogs
- Mehr Bewusstsein für den Verkündigungsauftrag

Seitens offizieller kirchlicher Stellen wünschen sich die Befragten:

- Wahrnehmen und Wertschätzen der Blogger/innen
- Das Medium Blog durch institutionelle Blogs bekannter machen und bewerben
- Private katholische Blogs verlinken und bekanntmachen

Vernetzung und Begriff der Blogoezese

Fast alle Befragten vernetzen sich in irgendeiner Form mit anderen katholischen Bloggern – vor allem über Links, Kommentare, persönliche Kontakte, Mitgliedschaft in einer Vernetzungsgruppe auf Facebook.

Für die katholische Bloggerszene wird häufig der (ursprünglich scherzhaft gemeinte) Begriff „Blogoezese“ verwendet, abgeleitet von „Blogosphäre“ für die Gesamtheit aller Blogs und „Diözese“ für das „spezifisch Katholische“. Die meisten Befragten (43) verstehen darunter ein loses Netzwerk. 17 geben an, den Begriff nicht zu verwenden, 7 lehnen ihn ab.

In den Freitextantworten zur Frage nach der Zugehörigkeit zur Blogoezese kommt zum Ausdruck, dass sich zwar viele Befragte als zugehörig betrachten, aber auch ein bedeutender Teil sich von dieser Bezeichnung distanzieren oder sie ambivalent sieht. Begründet wird das meist damit, dass damit eine enge, konservative bzw. traditionalistische oder gar fundamentalistische Ausrichtung verbunden wird.

Einordnung in die Lebensführungstypologie nach Otte

Eine Teilmenge der Fragen zielte auf Lebensstil und Lebenseinstellung der Befragten. Die Beantwortung ermöglicht die Zuordnung zu einem von neun Lebensführungstypen der von Gunnar Otte vorgeschlagenen Lebensführungstypologie. Der Auswertung nach gehören die 57 Profile, die zugeordnet werden konnten, acht verschiedenen Lebensführungstypen an. Die Lebensführungstypen wurden danach auf die bekannteren Sinus-Milieus übertragen.

Ein Schwerpunkt ergibt sich mit 21 Zuordnungen beim Typ der Aufstiegsorientierten, der den Milieus der „bürgerlichen Mitte“ und der „Sozialökologischen“ entspricht, und mit 12 Zuordnungen dem Typ des liberal Gehobenen, der jeweils zum Teil den Milieus der „Liberal-Intellektuellen“, „Sozialökologischen“ und „Performer“ angehört. Mit 7 bis 5 Zuordnungen sind die Typen der Reflexiven, Hedonisten und Heimzentrierten (entsprechend „Adaptiv-Pragmatischen“, „Performern“, „Expeditiven“, „Hedonisten“ sowie „bürgerliche Mitte“) vertreten. Auf die restlichen Typen entfallen jeweils maximal 3 Zuordnungen, nicht besetzt ist der Typ des traditionellen Arbeiters.

Sowohl nach dem Schema Ottes als auch in der bekannten Sinus-Grafik sind damit vorwiegend die Typen bzw. Milieus in den beiden oberen Zeilen und den beiden rechten Spalten vertreten. Ein Schwerpunkt liegt in der Mitte, aber auch die modernen Typen bzw. Milieus der Neuorientierung sind gut vertreten.

Einordnung der Ergebnisse und weiterführende Gedanken

Wie die Ergebnisse zu Motivation und Zielgruppe zeigen, ist ein missionarisches Wirken bei den befragten Bloggerinnen und Bloggern durchaus im Blick und wird positiv beurteilt, aber oft gilt das Interesse doch an erster Stelle den schon gläubigen und engagierten katholischen Lesern. Missionarisch sein gehört nicht unbedingt zur persönlichen Motivation und zum Selbstverständnis der meisten Bloggerinnen und Blogger. Zwar ist die Zustimmung hoch, dass es ein großes, nicht ausgeschöpftes missionarisches Potenzial des Bloggens gibt, aber es scheint fast, als ob viele der Befragten dieses Potenzial nicht unbedingt bei sich selbst und ihrem Blog sehen. Hier scheint es lohnend, das Bewusstsein für den missionarischen Auftrag jedes Christen weiter zu stärken – wobei es vermutlich beim durchschnittlichen katholischen Blogger bereits stärker vorhanden ist als bei anderen Katholiken.

Die Zuordnung zu Lebensführungstypen macht deutlich, dass ein breites Spektrum an Typen bzw. Milieus unter den Bloggerinnen und Bloggern vertreten ist; hier zeigt sich – neben der Fülle an Themen und unterschiedlichen Persönlichkeiten, die man wahrnehmen kann, wenn man sich mit katholischen Blogs näher beschäftigt – ein weiterer Aspekt der Vielfalt der katholischen Bloggerszene. Interessant ist hier vor allem, dass auch die modernen Typen bzw. Neuorientierungs-Milieus gut vertreten sind, die in den Gemeinden häufig fehlen; zu vermuten ist, dass diese Blogger in besonderer Weise Anknüpfungsmöglichkeiten gerade für Leser dieser Typen / Milieus eröffnen können.

Die – für mich überraschend häufige – negative Reaktion auf den Begriff der „Blogoezese“ führt zu der Frage, ob man überhaupt von *einer* katholischen Bloggerszene sprechen kann. Während tatsächlich viele Blogger aus dem konservativen Spektrum eine stark vernetzte „Szene“ bilden, die sich mit dieser Bezeichnung weitgehend identifiziert, aber durchaus auch

Andersdenkende dazuzählt und einzubeziehen bereit ist, fühlen sich Bloggerinnen und Blogger mit einer anderen Ausrichtung oft nicht zugehörig und distanzieren sich. Zum Teil wird der Begriff „Blogozese“ sogar mit einer eher extremen Teilgruppe gleichgesetzt. In der dauerhaften Beobachtung der Blogs entsteht zudem der Eindruck, dass sich die Bloggerinnen und Blogger der verschiedenen kirchenpolitischen Richtungen vor allem jeweils untereinander, aber wenig mit anders ausgerichteten Bloggerinnen und Bloggern vernetzen; zum Dialog oder auch nur zu einer erkennbaren gegenseitigen Wahrnehmung kommt es anscheinend kaum. Unter anderem haben die verschiedenen „Lager“ auch durchaus verschiedene Auffassungen von missionarischem Handeln, was in der Umfrage nicht thematisiert wurde, aber etwa in der Diskussion beim Bloggertreffen in Erfurt sehr deutlich wurde.

Möglicherweise ist es realistischer, eher von mehreren Netzwerken oder Szenen – und wahrscheinlich auch vielen „Einzelgängern“ – auszugehen statt von einer gesamten katholischen Bloggerszene. Hier stellt sich die Frage, ob nicht ein stärkerer Kontakt der verschiedenen Teilszenen wünschenswert wäre und, wenn ja, wie das gefördert werden kann. Für eine stärkere Nutzung des missionarischen Potenzials des Bloggens könnte wichtig sein, wie stark das Gemeinschaftsbewusstsein der Bloggerinnen und Blogger ist, wie groß auch die Bereitschaft ist, die Vielfalt der Positionen zu akzeptieren und als katholische Bloggerinnen und Blogger gemeinsam zu agieren. Möglicherweise wäre es auch hilfreich, den Blick dann gleich über den katholischen Bereich hinaus zu weiten und auch die Kontakte unter den christlichen Bloggerinnen und Bloggern zu stärken, sich also statt um eine katholische eher um eine ökumenische christliche Bloggerszene zu bemühen – was nicht heißt, dass nicht in manchen Teilszenen das stark katholisch geprägte Selbstverständnis weiterhin erhalten bleiben kann und wird. Für gemeinschaftliche Initiativen wird wichtig sein, auf welches „Wir“ sie sich beziehen – auf eine Teilszene mit einer bestimmten Ausrichtung, die Gesamtheit der katholischen Blogger oder der christlichen Blogger – und wie stark jeweils das Zugehörigkeitsgefühl der Einzelnen zu und die Identifikation mit dieser Gruppe ist.

Bei den Vorschlägen zur besseren Nutzung des missionarischen Potenzials sind, was die Handlungsmöglichkeiten der Blogger angeht, natürlich zuerst diese selbst gefragt. Hier spielt sicher auch die persönliche missionarische Haltung eine entscheidende Rolle: Wer es als seine Aufgabe ansieht, missionarisch zu wirken, wird auch bereit sein, diese Perspektive in seinem Handeln zu berücksichtigen, sowohl bezogen auf das eigene Blog als auch auf eine Gesamtheit der Blogs bzw. Blogger auf einer der genannten Ebenen.

In anderen Vorschlägen wird der Wunsch nach Unterstützung durch offizielle kirchliche Stellen für die katholischen Blogs geäußert. Tatsächlich verhalten sich die meisten institutionellen Stellen jedoch nach wie vor meist sehr zurückhaltend gegenüber privaten Bloggerinnen und Bloggern. Hier wäre zu klären, wie diese Zurückhaltung einzuordnen ist – ob es sich um Vorbehalte handelt, die evtl. ausgeräumt werden können, ob private katholische Blogs einfach nicht im Blick sind oder ob weitere Gründe mitspielen. Selbst institutionelle Blogs vernetzen sich kaum mit nichtinstitutionellen, vielleicht auch, weil den institutionellen Bloggern die (Arbeits-)Zeit zum Knüpfen und Pflegen von Kontakten mit anderen Bloggern fehlt.

Möglichkeiten der Wahrnehmung und Unterstützung gäbe es viele – so könnten etwa Bistümer den Kontakte knüpfen zu den Bloggerinnen und Bloggern, die im Bistum leben oder besonderes Interesse an ihm haben, sie etwa im Zusammenhang mit Ereignissen und Veranstaltungen zu regionalen Bloggertreffen einladen, sie auf der Bistumsseite verlinken. Ähnlich könnten Verbände, Hilfswerke und andere Institutionen Kontakte zu Bloggerinnen und Bloggern suchen, die sich mit bestimmten passenden Themen auseinandersetzen. Ein Blick nach Österreich und in die Schweiz zeigt, wie Kooperationen auf nationaler Ebene aussehen können: die Website der katholischen Kirche in Österreich katholisch.at bietet ein auf der Startseite gut sichtbar verlinktes [Blogportal](#), auf dem einige ausgewählte Personen als Blogger zu Wort kommen, in dessen Blogroll aber auch etliche private österreichische Blogs verlinkt sind. In der Schweiz bietet der katholische Mediendienst unter kirchenblogs.ch katholischen schweizer Bloggerinnen und Bloggern die Möglichkeit an, direkt auf dieser Plattform ein Blog einrichten zu lassen und zu führen.

Insgesamt bieten sich somit einige Ansätze und Möglichkeiten, die missionarische Wirksamkeit katholischer (bzw. christlicher) Blogs zu erhöhen. Ob dies gelingt, wird selbstverständlich vor allem von Interesse und Bereitschaft der Bloggerinnen und Blogger selbst abhängen, die jeweils frei und eigenverantwortlich agieren und einer bestimmten Agenda weder verpflichtet werden können noch sollen. Hier kann nur immer wieder versucht werden, das Thema eines missionarischen Wirkens anzusprechen, um das Bewusstsein dafür zu stärken.

Literatur

Heiliger, Anna Leonie, Das missionarische Potenzial der deutschsprachigen katholischen Bloggerszene (ZAP Workingpaper 1), Bochum 2015.

Mission: Sustainability

Theologie und Kirche als Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung. Bericht von der Jahrestagung des Instituts für Weltkirche und Mission (IWM), 25.–27. März 2015 in Frankfurt/St. Georgen

Erstaunlicherweise gibt es in Kirche und Theologie eher bloß verhaltene Reaktionen auf die globalen Herausforderungen wie Klimawandel und Bevölkerungswachstum, die die gesamte Menschheit existenziell betreffen und unter dem Stichwort „Nachhaltigkeit“ diskutiert werden. Die Jahrestagung des Instituts für Weltkirche und Mission machte es sich daher zur Aufgabe, das Thema Nachhaltigkeit in interdisziplinärer Perspektive anzugehen und nach einem christlich-theologischen Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung, lokal wie global, zu fragen.

Ottmar Edenhofer, Professor für Ökonomie des Klimawandels an der TU Berlin, verwies darauf, dass wir mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit von einem anthropogenen, also durch den Menschen und seinen CO₂-Verbrauch verursachten Klimawandel auszugehen haben. Die Folgen dieses Klimawandels sind weniger sicher abzuschätzen, doch wird das Erd-Klima in der zweiten Hälfte des 21. und im 22. Jahrhundert irreversibel durch heutige Entscheidungen geprägt, sodass dringender Anlass zum Handeln besteht. Würden Treibhausgase wie bisher emittiert, wäre im Laufe des Jahrhunderts ein Anstieg der mittleren Temperatur auf der Erde um 4 bis 5 °C zu erwarten – mit voraussichtlich katastrophalen Folgen für das Erdklima und in der Konsequenz für Landwirtschaft, Biodiversität, Wasserversorgung etc. Ungefähr 1.000 Gigatonnen CO₂ können noch in der Atmosphäre abgelagert werden, um eine über 2 °C hinausgehende Erderwärmung wahrscheinlich zu verhindern; an fossilen Ressourcen sind aber noch 11.000 Gigatonnen vorhanden (gemessen an der Aufnahmekapazität der Atmosphäre gibt es also keine Knappheit an fossilen Brennstoffen, die noch für 300 Jahre reichen würden). Technischer Fortschritt allein kann dieses Problem nicht lösen: Obwohl die CO₂-Intensität pro Bruttosozialprodukt in den letzten Jahren abgenommen hat, ist die Summe der Emissionen absolut gestiegen. Es ist also nicht gelungen, durch effizientere Technologien das Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum zu kompensieren. Edenhofer schlägt daher eine Besteuerung von CO₂-Verbrauch vor – als ein wirksames Mittel zur Armutsbekämpfung, das zudem deutlich machen könnte, dass die Atmosphäre ein Gemeinschaftseigentum ist, das nicht wie bisher als Allmende verbraucht werden darf.

Deutlich wird an dieser Stelle das entscheidende Dilemma zwischen globaler Nachhaltigkeit und Wohlstand für alle: Denn mit welchem Recht können die Industrieländer von den die industrielle Entwicklung nachholenden Ländern einen Verzicht auf steigenden Energieverbrauch fordern, nachdem sie selbst jahrzehntelang am meisten Energie verbraucht und CO₂-Emissionen verursacht haben? Da wirtschaftliches Wachstum in Industrieländern oft keinen Zusammenhang mit höherer Lebensqualität hat, wäre nach Potenzial zu suchen, in reichen Ländern auf Wachstum zu verzichten zugunsten von Ländern, in denen Wachstum zur Armutsbekämpfung nötig ist. Gefordert ist also besonders von reichen Ländern, alternative, ressourcenschonende Lebensstile zu entwickeln und ihre Praktikabilität zu erweisen.

Welche Rolle könnten die Kirchen in diesem Zusammenhang spielen? Als global präsent und lokal verwurzelte Akteure haben sie durchaus Chancen, ihren Einfluss geltend zu machen, sei es in ihrer politischen Anwaltschaft, als Experimentierfeld für alternative Ansätze, in der Wahrnehmung marginalisierter Gruppen oder in der Entwicklung und Förderung einer Spiritualität der Nachhaltigkeit. Einen Baustein hierzu lieferte der Beitrag des Salzburger Dogmatikers Hans-Joachim Sander, der die These vertrat, dass nicht der Glaube nachhaltig ist, sondern die Zeichen der Zeit. Denn Zeichen der Zeit sind verbunden mit Anders-Orten/Heterotopien, denen man gern oder leicht ausweichen kann, aber nicht darf. Mission hat die Aufgabe, sich auf diese Orte zu beziehen, weil sie gotthaltig sind. Doch gerade die Nachhaltigkeitsproblematik, die Überlebensfragen der gesamten Menschheit betrifft, führt zur Selbstrelativierung, zur Infragestellung des eigenen Standpunkts. Dieser Selbstrelativierung kann man gerade als einzelner leicht ausweichen und die Augen davor verschließen, dass wir selbst die Attentäter sind, weil es unsere Lebensweise ist, die den katastrophalen Klimawandel bewirkt. Politisch entscheidend ist es, wie es gelingt, sich mit diesen unausweichlichen Fragen zu identifizieren und eine entsprechende Empathie zu entwickeln. Wenn der Glaube jedoch im Habitus erhabener Selbstreferenz daherkommt, der nicht scheitern kann und sich für die Probleme anderer nicht interessiert, so ist er nachhaltig bedeutungslos und zu umkehrfähiger Empathie nicht in der Lage. Es sind also nach Sander die Fragen an die Religionen, die nachhaltig sind, nicht ihre jeweiligen Antworten, da diese sich mit der Zeit ändern. Ein Beispiel für das Gemeinte ist die Parabel vom Samariter, die



Dr. Tobias Kläden ist Referent der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

verdeutlicht, dass nicht der Glaube oder die Religionszugehörigkeit nachhaltigen Charakter hat, sondern die Zeichen der Zeit, nämlich die Menschen, die um die Anerkennung ihrer Würde betrogen sind. Diese Zeichen der Zeit, so die These, sind verbunden mit markanten Orten, und es ist eine (zu entwickelnde) spirituelle Fähigkeit, sich diesen Orten auszusetzen und sie als *loci theologici alieni*, als befremdliche Orte, anzusehen, die verlangen, sich auf Neues einzustellen, das man bisher so nicht gesehen hat, und darin Gott zu entdecken.

Pastoral im Vorübergehen

Studientagung „Passagere Pastoral“ in Frankfurt

Angesichts der Ausnahmesituation, die die gewalttätigen Proteste anlässlich der Einweihung des neuen EZB-Gebäudes in Frankfurt mit sich brachte, hatten es die Teilnehmer der Studientagung am 18.3.2015 zunächst schwer, zum Ort des Geschehens zu kommen. Ein Vertreter der Flughafenpastoral am Frankfurter Airport und Vertreterinnen und Vertreter der Bahnhofsmision, der Telefonseelsorge und des ökumenischen Netzwerks Cityprojekte auf nationaler Ebene trafen sich auf Einladung der Arbeitsstelle KAMP, um in Frankfurt die Chancen und Grenzen einer passagere Pastoral zu diskutieren. Auch das Zentrum für Mission in der Region (ZMiR), die Schwestereinrichtung der KAMP auf EKD-Seite, war bei dem ökumenischen Vernetzungstreffen mit seinem Leiter Hans-Hermann Pompe präsent.

In allen genannten Bereichen der Pastoral wurde in den einführenden Statements von der niedrigschwelligeren und punktuellen Begegnung mit unterschiedlichsten Menschen, meist aber mit den „Armen“ berichtet.

Prof. Dr. Bernd Lutz von der Theologischen Hochschule St. Augustin merkte in seinem pastoraltheologischen Beitrag an, dass die Bezeichnung „Passagere“ oder „Passantenpastoral“ sich erst mit der Entwicklung der Citypastoral Mitte der 90er Jahre entwickelt habe. Das Faktum, das dahinterstehe, nämlich Menschen punktuell und im Vorübergehen in den Blick zu nehmen, sei jedoch viel älter. Nach dem Trienter Konzil, das die Territorialisierung im Pfarreiensystem zur Sicherung der Seelsorge vorangetrieben habe, seien Laieninitiativen als Alternative zur Pfarrei entstanden. Passagere Pastoral sei deswegen heute eine zeitgemäße Form der Pastoral, weil sie die Biografie und die aktuelle Situation des Menschen und die punktuelle Begegnung in der City bzw. im Internet als „Lebensform“ ernstnehme und zur Grundlage des pastoralen Auftrags mache. Auf dem Hintergrund einer immer pluraler werdenden Gesellschaft sei auch die Kirche in ihrer Pastoral herausgefordert, heute vielfältige Identifikationsgestalten zu bieten. Hierbei erfüllten passagere Seelsorgefelder einen wichtigen Auftrag, der im Gesamt kirchlicher Präsenz und Praxis gesehen und vernetzt werden müsse. In den großen pastoralen Räumen sei es entscheidend, solche Einrichtungen passagerer Seelsorge als pastorale Orte wahrzunehmen. Insbesondere verwies Lutz auf die individuelle Glaubenskonstruktion der Gegenwart. Glaube müsse eine persönliche Plausibilität aufweisen, soll er intendiert werden. Menschen suchten heute die Zugänge, die zu ihnen passten. Die passagere Orte zeigten also, dass es zunehmend um Zugang (Access) zum Glauben statt um dauerhafte und aktive „Mitgliedschaft“ in der Kirche gehe.



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.



Die Bahnhofsmision ist ein Beispiel für die Präsenz von Kirche an einem durch und durch säkularen Ort der Mobilität: dem Bahnhof. Im Vordergrund steht der Umgang mit Menschen, die einen flüchtigen Bezug suchen, so kann die Bahnhofsmision in Deutschland pro Jahr auf 2,1 Mio. Kontakte mit ihren „Gästen“, wie sie dort heißen, verweisen. Alle beteiligten Einrichtungen verstehen sich ökumenisch und mit interreligiösem Bezug und haben zahlreiche Kontakte zu Menschen, die keine Glaubenden sind. Da sie den Menschen mit seinen Bedürftigkeiten in den Mittelpunkt stellen, verwirklichen sie so besonders deutlich die diakonische Dimension der Sendung der Kirche. Die Seelsorge wäre nicht vorstellbar ohne die große Zahl von Ehrenamtlichen, die sich an den passagere Punkten als Freiwillige engagieren. Sie machen deutlich, dass Seelsorge viel mehr ist als amtlich-priesterliches oder auch professionelles Tun, nämlich eine Aufgabe der Glieder des Gottesvolkes. Bei der Telefonseelsorge immerhin benötigt es auch eine entsprechende Professionalität der Freiwilligen, für die jedoch in Ausbildung und Begleitung gut gesorgt wird. Diese Freiwilligen, die selbst in sich sehr verschieden sind, kommen explizit zur passagere Einrichtung, weil sie sich dort engagieren wollen und aus diesem Engagement Befriedigung

ziehen. So bilden sich an solchen passageren Orten von Kirche neue Arten von Gemeinde. Der Steyler Missionar Pater Heinz Goldkuhle erzählt vom Flughafen Frankfurt als Gemeinde mit 78000 Beschäftigten und den Tausenden von Reisenden. „Volkskirche gibt es nicht mehr“, meint Pater Goldkuhle. „Es ist Zeit für eine Kirche, die nicht sitzt und wartet, bis einer kommt, sondern die auf andere zugeht, die da ist, wo die Menschen sind.“ Gemeinde wird so als ein Relationsbegriff deutlich, der eine Beziehung anzeigt, im Unterschied zum Territorium ein nicht-territorialer Raumbegriff.

Die Vertreter berichten aber auch von Problemen. Für viele, auch Verantwortliche in den Kirchen, gelten die passageren Dienste bis heute als defizitär, allenfalls als Vorraum oder Brücke hin zu verbindlichen und nachhaltigen Formen von Christ-Sein. Frau Sauter-Ackermann, beim Verband IN VIA für die Bundesebene der Bahnhofsmision beschäftigt, berichtet, dass die Arbeit der BHM oft unter dem Vorzeichen angeblich mangelnder Spiritualität angefragt wird. Landeskirchenrat i. R. Klaus Teschner, lange als Vorsitzender des evangelischen Bundesverbands der Bahnhofsmision aktiv, wehrt sich gegen Vorwürfe, das Passagere führe nicht in die Tiefe menschlicher Existenz: „Das Vorübergehende kann das Tiefsinnige werden. Wer den Small Talk nicht liebt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er keine tiefergehenden Gespräche mehr hat.“

Viele Einrichtungen passagerer Dienste machen die Erfahrung, dass sie Aufgaben wahrnehmen, die früher in der Gemeindepastoral wahrgenommen wurden. Oft ernten sie dafür aber keine Anerkennung, sondern sehen sich dem Vorwurf ausgesetzt, ihre Pastoral sei zu wenig geistlich oder spirituell. Der Geschäftsführer der Telefonseelsorge, Dr. Blömeke, berichtet davon, dass nach Änderungen des Psychiatriegesetzes immer mehr Menschen mit psychischen Erkrankungen sich an die Telefonseelsorge wenden, die frühzeitig und ohne weiterführende Begleitung aus den Krankenhäusern entlassen und dann von den Kliniken selbst auf die TS verwiesen werden. Gleichzeitig müsse die Telefonseelsorge mit immer weniger Ressourcen auskommen.

Peter Kolb, Bundessprecher des ökumenischen Netzwerks Citykirchenprojekte, macht deutlich, dass die Konzepte, durch Citypastoral mit den Menschen in Kontakt zu treten, so unterschiedlich sind, wie es die städtischen Situationen, die sozio-kulturellen Milieus und die pastoralen Möglichkeiten vor Ort in ihrer Differenziertheit sind. Dabei gebe es soziale, kulturelle oder Bildungsschwerpunkte. Alle Einrichtungen verstehen sich als Dienstleister mit seelsorgerlicher Sensibilität. „Die spontane Begegnung, das kurze Gespräch, die unverhoffte Offenheit sind der Kairos für eine Seelsorge des Augenblicks.“

Im Austausch wurde für alle Beteiligten deutlich, dass das passagere Element in der Pastoral viel grundsätzlicher ist, als oftmals angenommen wird. Die Vertreter sahen sich auf dem Studientag mit ihrer Arbeit positiv gewertschätzt, wenn die Perspektive nicht der Vorwurf mangelnder Spiritualität ist, sondern vielmehr die Frage, was denn die Pastoral der Kirche insgesamt von den passageren Seelsorgefeldern lernen kann. So wie die Einrichtungen den konkreten Menschen – auch bei flüchtiger Begegnung – in den Mittelpunkt stellen, ihm als Gast Gastfreundschaft gewähren, so erweist sich ihr Beitrag zur Rückführung kirchlichen Tuns auf den primären pastoralen Bezug: Die Kirche hat den Auftrag, Menschen ihren eigenen Christus-Bezug erkennen zu lassen. Es geht weniger darum, die Gemeinschaft (der Kirche) zu bezeugen, sondern vielmehr darum, Christus selbst in der personalen Begegnung und Zuwendung zum Menschen zu bezeugen und punktuell aufscheinen zu lassen.

Die Vertreterinnen und Vertreter der beteiligten Institutionen fühlten sich als pastorale Akteure im Feld der Gesamtpastoral wahrgenommen und bestärkt, die Relevanz passagerer Pastoral für die Gesamtpastoral leuchtete auf. Es wurde vereinbart, diese Thematik mit weiteren Bereichen wie z. B. der Notfallseelsorge und für einen größeren Kreis pastoraler Praktiker und Verantwortlicher vertieft und erweitert zu thematisieren.

Literatur

Weber, Traugott (Hg.), Handbuch Telefonseelsorge, Göttingen 2006.

Evangelisch-katholische Kommission für Telefonseelsorge und offene Tür (Hg.), Sorgen kann man teilen. Handbuch Telefonseelsorge und Offene Tür in Deutschland, Bonn/Berlin 2014.

Lutz, Bernd / Nikles, Bruno W. / Sattler, Dorothea (Hg.), Der Bahnhof. Ort gelebter Kirche, Ostfildern 2013.

Sievernich, Michael / Wenzel, Knut (Hg.), Aufbruch in die Urbanität. Theologische Reflexionen kirchlichen Handelns in der Stadt (QD 252), Freiburg i. B. 2013.

Schwarz, Brigitte, Was von der Cityseelsorge lernen?, in: euangel 4/2011, 29–35 [PDF]. Die Gesamtausgabe euangel 4/2011 zum Thema „Christentum und Stadt“ finden Sie hier: www.euangel.de/fileadmin/Downloads/Archiv/euangel_11.pdf.

Webpräsenzen:

www.citykirchenprojekte.de

www.bahnhofsmision.de

www.telefonseelsorge.de

www.flughafenseelsorge.de

Christwerden in einer multireligiösen Gesellschaft

Angesichts der zunehmenden Nicht-Selbstverständlichkeit christlichen Lebens und dem Zerfall stützender volkskirchlicher Strukturen in der postmodernen Gesellschaft gewinnt die Frage nach der personalen Entscheidung für ein Leben aus dem Glauben immer größere Bedeutung. Dies gilt einerseits für Prozesse des Christ-Werdens. Nachdem die Zeit einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit der Taufe im Säuglingsalter dem Ende zuzugehen scheint, finden solche Prozesse vermehrt in der Lebenszeit als älteres Kind, als Jugendlicher oder als Erwachsener statt. Es gilt in gleichem Maße für die Herausforderung des Christ-Bleibens, d. h. in seinem Leben in den unterschiedlichen Phasen immer wieder eine adäquate und authentische Antwort des Glaubens geben und leben zu können. Diese Fragen kulminieren in der Thematik des Katechumenats, der zwar mancherorten immer noch ein Schattendasein fristet, aber immer deutlicher macht, dass Christ-Werden, Glaubensvertiefung und -aktualisierung Wege sind, die der Begleitung und Gestaltung bedürfen und so dem Glaubensausdruck des Einzelnen, der damit zu tun bekommt, wie der Glaubensgemeinschaft als Ganzer mehr Tiefe und Bedeutung gibt.

Es ist das Verdienst des kleinen Bändchens von Patrick C. Höring und Bernd Lutz, sich dieses Themas vertiefend und in vielfältigen, gut lesbaren Beiträgen anzunehmen. Den Beginn macht der Religionswissenschaftler *Ulrich Berner*, der auf der Folie historischer Initiationsriten und Mircea Eliades Perspektive der Initiation des Mysten, „um seine menschliche Lage zu transzendieren und eine höhere, übermenschliche Seinsweise zu erlangen“ (16) seinerseits moderne Szenarien wie Bereiche der Kunst und den Extremsport als gelebte Religion und als Begegnung mit dem Heiligen versteht. *Benedikt Kranemann* befragt als Liturgiewissenschaftler die Tauf liturgie als ‚rite des passage‘, als Übergangsritual innerhalb veränderter Zeitsignatur. Nachdem seit dem 4./5. Jahrhundert die Säuglingstaufe das Leitritual war, das den langen Zeitraum des Initiationsprozesses in eine einzige Feier hinein komprimierte, wurden die ursprünglich im „Anweg der Taufe“ gefeierten Zeichen wie Katechumenen- und Chrisamsalbung zu „ausdeutenden“, rahmenden Zeichen eines in der Taufformel punktuell und verengt verstandenen Handelns von Spendung und Empfang der Taufe. Die Wiederherstellung des mehrstufigen Katechumenats macht vielmehr den Gemeindebezug der Initiation und den Zusammenhang von Taufe, Firmung und Erst-Eucharistie deutlicher. Der Mittelpunkt der Tauf liturgie ist – anlog zur Eucharistiefeyer – das „Lobpreis und Anrufung Gottes über dem Wasser zur Taufe“ genannte „Hochgebet“. Kranemann zeigt anhand der Zeichen der Tauf liturgie zentrale Inhalte der Tauftheologie auf wie die Hineinnahme in das Christusgeschehen, Befähigung zu einem Leben aus Christus und Eingliederung in den Leib Christi.

Der Beitrag von *Michael Herbst* fügt die Ergebnisse einer Studie der Universität Greifswald „Wie finden Erwachsene zum Glauben?“ hinzu und stellt die Erkenntnisse in den Kontext einer „Pastoral des Gewinnens“ hinein. Herbst plädiert für eine Entschleunigung, da Prozesse des Zum-Glauben-Kommens sich über mehrere Jahre hin erstrecken. Nach der Studie sind es die drei Typen Vergewisserung, Entdeckung und Lebenswende, denen sich die Befragten zuordnen lassen. Im Weiteren zeigt Herbst auf, welche Faktoren zum Glauben beitragen: Dies reicht von Alltagsnetzwerken guter Beziehungen über gastliche Angebote von Gemeinden, bei denen der Glaube zur Sprache kommt, sowie einer „missionarischen Profilierung“ von Gottesdiensten bis hin zu Kursen, die den Glauben aus einer lebensrelevanten Sicht heraus thematisieren. Für Herbst ist dies der Anlass, neu über Gemeindeentwicklung nachzudenken.

Christian Hennecke macht deutlich, dass sich das „Aquarium“ milieuhafter Glaubensprozesse als lebendige Übernahme und selbstverständliches Erlernen des Glaubens schon längst aufgelöst hat. Er erinnert an die modernen Typologien des Glaubens wie „Pilger und Konvertiten“ und plädiert für Orte intensiver Erstverkündigung, die dann zu Wegen der Initiation hinführen müssten. Initiation geschieht nach ihm weniger durch Kurse, als vielmehr in einer Mystagogie durch „Erfahren“. Sein Fazit: Es muss darum gehen, viele neue und alte Orte, an denen der Glaube von Menschen authentisch bezeugt und gelebt wird, zu entdecken und zu begleiten. Solche neuen kommunikativen Glaubensmilieus im offenen Rahmen eines pfarrlichen Netzwerkes seien der Boden, auf dem Glaube reifen kann und dann dort auch „gelernt“ werden kann. Dazu gehört auch, dass das Evangelium in der Gestalt und in der Sprache des Anderen wahrgenommen und entdeckt wird, also Inkulturation ernst genommen wird. Ein eigenes Kolorit trägt der Artikel von *Ibrahim Salama*, der aus muslimischer Sicht die Problematik der Apostasie, also des Religionswechsels, in den Blick nimmt. Bei seiner Koran-Recherche listet er einerseits Verse auf, die die Freiheit des Glaubens und der Religion unterstützen und eine Vielfalt von unterschiedlichen Religionen



Patrick Höring / Bernd Lutz (Hg.),
Christwerden in einer multireligiösen
Gesellschaft. Initiation –
Katechumenat – Gemeinde, Ostfildern:
Matthias Grünewald-Verlag 2014, ISBN:
978-3-7867-3031-6, 127 Seiten, € 16,99.

als Wille Allahs zulassen. Andererseits nennt der Autor aber auch solche, die für Apostaten die Todesstrafe fordern, die jedoch nicht als eine zeitliche oder weltliche Strafe, sondern als ein eschatologisches Geschehen gedeutet wird.

Claudia Hofrichter schließlich nennt Zahlen und Fakten zum Erwachsenenkatechumenat in Deutschland und beschreibt ihn auf dem Hintergrund biografischer Zeugnisse und Lebensmotive. Sie macht deutlich, dass für pastorale Mitarbeiter der Katechumenat in der Spannung zwischen „Störfall“ und „willkommener missionarischer Gelegenheit“ steht (118). Sie wirbt für eine weitere Befassung und Gestaltung des Katechumenats, um ihn als „Modell“ für die grundsätzlichen Prozesse des Glaubenslernens und der Initiation wahrzunehmen und zu gestalten.

Die Beiträge dieses Bändchens bündeln in guter Weise Aspekte der derzeitigen Diskussion und stellen sie in den Horizont der sich verändernden Rahmenbedingungen von Glauben und Kirche-Sein in Deutschland. Sie sind damit für alle, die sich in der Pastoral, Glaubenskommunikation und Kirchenentwicklung hauptberuflich oder ehrenamtlich befassen und für alle Interessierten eine spannende und inspirierende Lektüre, wie die Fragen nach Initiation zu Grundfragen einer sich als missionarisch verstehenden Kirche werden. Die Herausgeber stellen die Initiationsthematik selbst in den größeren Horizont: „Im Rückblick wird erkennbar, wie lohnenswert eine Auseinandersetzung mit der langjährigen missionswissenschaftlichen Forschung für eine Pastoral der katholischen Kirche hierzulande ist. Mehr als zehn Jahre nach dem Erscheinen des bischöflichen Schreibens „Zeit zur Aussaat“ scheinen derlei Fragestellungen in der lokalen Praxis und der diözesanen Perspektive längst noch nicht flächendeckend handlungsleitend. Einer Kirche an der Schwelle zwischen Volkskirche und sich abzeichnender Diaspora drängt sich jedoch die Frage nach einer ‚missionarischen Umgestaltung der Kirche‘ [Papst Franziskus, Evangelii Gaudium Nr. 21, d. V.], die einen Bewusstseinswandel des je einzelnen Glaubenden sowie der ganzen Kirche darstellt, immer mehr auf“ (10f.).

Hubertus Schönemann

Freikirchen. Analysen eines wettbewerbsstarken Milieus

Der Titel verweist bereits auf die forschungsleitende These: Die „Evangelisch-Freikirchlichen“ als „wettbewerbsstarkes Milieu“, das sich der auch in der Schweiz deutlich wahrnehmbaren Säkularisierung – insbesondere auch in ihrer Form des Mitgliederschwunds bei religiösen Gemeinschaften – erfolgreich entgegenstemmt. Was ist das „Geheimnis“ dieses „Erfolgs“?

Zuerst aber zurück zum Begriff „Evangelisch-Freikirchliche“, der in dem Band durchgängig gebraucht wird: Durch ihn soll die Verwendung des Begriffs „Evangelikale“ vermieden werden, der „einen negativen Beigeschmack“ habe (9). Im Blick sind somit nicht nur Freikirchler, sondern auch „Personen mit evangelisch-freikirchlichem Frömmigkeitstypus in reformierten Kirchen“ (ebd.).

Damit sind wir aber schon bei der Frage danach, welche Personengruppen die Studie erfasst und wie sie das tut. Zuerst einmal: Es ist eine religionssoziologische Studie zur Schweizer Situation, die im Kern eine quantitative und eine qualitative Befragung miteinander verbindet. Ihr Vorgehen erläutern die Forschenden ausführlich in einem methodischen Anhang.

Für die quantitative Befragung nehmen die Autoren eine „Repräsentativität [...] mit Blick auf die evangelisch-freikirchliche Bevölkerung in der Schweiz“ (369) für sich an Anspruch. Mit 1100 ausgefüllten Fragebögen (360) haben sie dafür eine breite Basis, allerdings mit einigen Einschränkungen: So wurden etwa die Migrationskirchen im freikirchlichen Milieu aus praktischen Gründen weitgehend ausgeblendet (359 Anm. 8) und auch keine Fragebögen gezielt an evangelikale Mitglieder der reformierten Kirche verteilt.

Das schmälert den Wert der Studie aber keineswegs, sondern zeigt vielmehr, wie schwierig die statistische Erfassung des (innerhalb der Gesamtbevölkerung doch relativ kleinen) evangelikalen Milieus ist, dem sich die Forschenden so gut wie möglich angenähert haben. Von daher ist die Triangulation der quantitativen Zahlen mit einer qualitativen Befragung, die u. a. auch Evangelikale in reformierten Kirchen und Ausgetretene erfasst, sehr zu begrüßen. Denn dies erlaubt einzigartige Einblicke in das Milieu, die wegen ihrer Fülle nur exemplarisch benannt werden können.

Erhellend sind z. B. die Ausführungen zur „Wiedergeburt“ (Kapitel 2): Eine „Bekehrung“ – sei es als Kind oder erst als Erwachsener, sei es punktuell (oftmals im Kontext einer öffentlichen Veranstaltung) oder als längerer Prozess – gehört für die Milieumitglieder konstitutiv dazu. Ebenso identitätsstiftend ist die freikirchliche Gemeinschaft, die von spezifischen Glaubensüberzeugungen, Praktiken, Werten und Normen geprägt ist, die eine gewisse Abschottung gegenüber der Außenwelt implizieren. Neben „Abschottung“ ist aber „Wettbewerbsstärke“ der zweite Schlüsselbegriff, mit dem das Forscherteam den Erfolg dieses Milieus bestimmt (57–60): Punkten können Freikirchen gerade mit der sozialen Unterstützung und Beheimatung, die sie schaffen – so dass die von den Meisten allwöchentlich besuchten Sonntagsgottesdienste eine zentrale Rolle als sozialer Treffpunkt spielen. Was das auch bedeutet, wird an einigen Befragungsergebnissen klar: Der Freundeskreis fokussiert sich stark auf das eigene Milieu (114–116), ebenso die Partnersuche: „93,3 % der verheirateten Befragten haben einen gleichfalls ‚bekehrten‘ Ehepartner“ (171 – dem „evangelisch-freikirchlichen Paar“ ist ein ganzes Kapitel gewidmet). Nimmt man noch die verschiedenen Aktivitäten hinzu, die von den Gemeinden außerhalb der Gottesdienste angeboten werden, dazu innergemeindliche Hilfsbeziehungen, so kann man eine deutliche „Attraktivität des evangelisch-freikirchlichen ‚Lebensstils‘“ (59) feststellen.

Die Wettbewerbsstärke erhöht sich noch, weil dieser Lebensstil durchaus mit der heutigen „Ich-Gesellschaft“ kompatibel ist: neben der Möglichkeit der Auswahl von verschiedenen christlichen Angeboten nach eigenem Geschmack auch durch die relativ niedrigschwellige Möglichkeit, im Bedarfsfall *innerhalb* des Milieus zu einer anderen Kirche zu wechseln (vgl. Kapitel 9). Hier spielt auch die milieuinterne Diversifizierung eine Rolle, die die Studie in der Berücksichtigung von drei Submilieus (klassisch, konservativ, charismatisch) nachzeichnet (ohne dabei freilich noch näher auf die teilweise immer noch sehr großen Unterschiede zwischen einzelnen Freikirchen bzw. Gemeindeverbänden innerhalb der Submilieus näher eingehen zu können).

Dieser Flexibilität, Mobilität und Offenheit stehen freilich auch deutliche Grenzziehungen gegenüber: Neben gemeinsamen Glaubensüberzeugungen (Bibeltreue, Zentralität der Jesusbeziehung ...) sind spezifische gemeinsame Wertüberzeugungen extrem stabil und



Jörg Stolz / Olivier Favre / Caroline Gachet / Emmanuelle Buchard, Phänomen Freikirchen. Analysen eines wettbewerbsstarken Milieus (CULTuREL. Religionswissenschaftliche Forschungen 5), Zürich: Pano Verlag 2014, ISBN: 978-3-290-22025-9, 389 Seiten, € 34,80.

offenbar stark identitätsstiftend (was auch der Vergleich zwischen verschiedenen Generationen innerhalb des Milieus zeigt): Ablehnung von vorehelichem Geschlechtsverkehr, Homosexualität, Abtreibung und Scheidung (340). Positiv korrespondiert damit der Stellenwert der Ehe sowie der religiösen Kindererziehung im Milieu – wobei sich die Befragten deutlich gegen Zwang im Glauben positionieren (193–196). Auch hier zeigt sich wieder einmal das Bemühen der Autoren, Aspekte des Milieus aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten: Das Kapitel 7 hat zwei Unterpunkte, nämlich „Die eigenen Kinder erziehen“ und „Erzogen werden“. Insgesamt gilt: „Eine Familie gründen, Kinder haben und ihnen religiöse Überzeugungen vermitteln – dies erweist sich tatsächlich als eine zentrale Zielsetzung dieser höchst aktiven Christen und spielt, indem es die Grenzen des Milieus festigt, eine herausragende Rolle in dessen Reproduktion“ (167).

Daneben muss ein weiterer Aspekt von Reproduktion und damit von Wettbewerbsstärke erwähnt werden, dem die Autoren ein spannendes Kapitel widmen, das ungeahnte Einblicke ermöglicht: Evangelisierung / Mission (Kapitel 8). „Die Norm, wonach Evangelisierung für den Christen Pflicht sei, wird von den Befragten nie infrage gestellt. Ganz im Gegensatz zu der in unseren Gesellschaften herrschenden Meinung wird aufdringliche Evangelisierung positiv bewertet“ (216). Dennoch ist „aggressive“ Evangelisierung (Selbstbezeichnung!; 223) nicht jedermanns Sache; die Studie identifiziert auch andere Methoden wie „Zeichen setzen und auf eine Reaktion warten“ (225), „Den Glauben als Problemlösung anbieten“ (226) und insbesondere das Knüpfen von dauerhaften Freundschaften als Missionsmethode – teilweise ganz bewusst zu diesem Zweck (228–231). Die Autoren dazu: „Freundschaft als Mittel der Evangelisierung einzusetzen läuft in gewisser Weise darauf hinaus, den Freund über die Beweggründe des Evangelisierenden zu täuschen. Dass dies ethisch fragwürdig ist, wird überhaupt nicht thematisiert“ (230).

Die Studie blendet also keineswegs kritische Aspekte des evangelikalen Milieus aus. Gerade durch die qualitativen Befragungen kann sie auch einiges aufzeigen, was „hinter den Kulissen“ läuft: die Gefahr innerer Spannungen und Zerwürfnisse zwischen Mitgliedern und Leitungspersonen, das Scheitern von Idealen (z. B. Ehescheidung), ungeschriebene Gesetze und Erwartungshaltungen, die Einzelne zuweilen stark unter Druck setzen, ausgeprägte Sozialkontrolle. Kapitel 11 widmet sich auf der Basis von Interviews mit 17 Personen explizit den Erfahrungen von Menschen, die das Milieu verlassen haben; es zeichnet ihre Beweggründe für eine religiöse Neuorientierung und die Austrittsprozesse nach sowie die damit verbundenen Probleme – das aber jenseits jeglicher Dramatisierung.

Das letzte Kapitel schließlich verlässt die synchrone Ebene und geht Veränderungen in ausgewählten Einstellungen nach, indem die Befragungsergebnisse nach Alterskohorten aufgeschlüsselt nebeneinandergestellt werden: z. B. Gottesdienstbesuch, Bibellektüre, Gleichstellung von Mann und Frau. Hier zeigt sich abschließend noch einmal in gewissen Punkten ein erstaunliches Beharrungsvermögen, in anderen dagegen aber auch die Wandlungsfähigkeit des Milieus: etwa Pragmatismus im Geschlechterverhältnis oder die Zunahme von Angeboten speziell für Jugendliche. Eine entscheidende Entwicklung wird allerdings bereits weit vorne im Band behandelt, nämlich die der einzelnen Submilieus, wobei besonders der charismatische Sektor durch Wachstum – auch zu Lasten des klassischen und des konservativen Submilieus – hervorsticht (43 f.).

Soweit einige Einblicke in die Studie, welche keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Insgesamt bietet der Band ein mit Informationen dicht gefülltes und (von Migrationskirchen abgesehen) recht umfassendes Panorama des evangelikalen Milieus in der Schweiz (ein Kapitel ist auch dem Thema „Evangelisch-Freikirchliche in einer reformierten Kirchgemeinde“ gewidmet). Einige Bilder und viel mehr noch die zahlreichen O-Töne aus den qualitativen Interviews illustrieren und konkretisieren die soziologischen Reflexionen, die auch für Nicht-Fachleute gut zu lesen sind, aber nicht auf einen theoretischen Unterbau verzichten (Fachbegriffe werden ggf. erklärt).

Gewiss: Die religiöse Situation in der Schweiz hat ihre eigene Prägung. Dennoch vermag die Studie auch Nicht-Schweizern wertvolle Einblicke in evangelikale Vorstellungs- und Lebenswelten zu geben; da die einzelnen Kapitel zwar mit den anderen vernetzt, aber prinzipiell in sich abgeschlossen sind, lässt sich der Band auch selektiv nach eigenen Interessen lesen. Angesichts des Ausmaßes, mit dem Evangelikale auch in Deutschland das öffentliche Bild von Religion mitprägen, und der Breitenwirkung, die entsprechende Denk- und Verhaltensmuster zunehmend auch innerhalb des Katholizismus zeigen, sei die vorliegende Studie allen, die sich für die Gegenwart und Zukunft von Religion und Kirche interessieren, ans Herz gelegt.

Martin Hochholzer

Zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel1/2015_5

Bildnachweis Titelbild:

Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

[Download der gesamten Ausgabe als PDF](#)

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Prälat Heinz Heckwolf (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010 – 2014 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1 / 2013:

Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2 / 2013:

Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3 / 2013:

Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1 / 2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2 / 2014:

© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3 / 2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1 / 2015:

Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Gestaltung

Georgy · Büchner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

